

Die Schwestern

Nr. 3

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1903

Der arme Lukas.

Von Wilhelm Holzamer.

(Fortschung.)
Aber hast ordentlich rothe Backen und helle Augen. Ist Dir doch gesund, so viel im Freien. Na, da thu's halt. Sei immer drausen, daß Du gesund bleibst und recht lange lebst," sagte die Mutter.

Ja, gesund wollt' ich bleiben und leben, recht lange. Ewig! O, hatt' ich's Leben so gern!

Ich dachte, wie gut die Mutter doch wäre. Da bekam ich Thränen. Die Mutter wischte sie mir ab und tröstete mich. Sie wollte mich ja nicht daheim halten. Ich sollte nur hinausgehen in's Freie. Aber auch tüchtig lernen sollt' ich, daß was aus mir werde.

Der Vater fuhr mich 'mal barsch an. Das Herumstreichen müßt' jetzt 'mal aufhören. Ich sei bald vierzehn und komme eigentlich aus der Schule, da hör's mit den Possen auf.

Er hielt mich nun auch wirklich zu kleinen Arbeiten in Haus und Garten an, und an manchen Tagen kam ich garnicht fort. Da mußt' ich mir dem manchmal ersinnen, fortzukommen, und manche Ausrede, wenn ich zu lang ausblieb. Aber ich führte es durch.

Ich weiß noch, ich war in der Zeit vom Odysseus erfüllt, und ich erzählte dem Luischen von ihm, wie der immer eine List gefunden habe in der Gefahr. Den ganzen trojanischen Krieg erzählte ich ihr, die Erfahrungen des Odysseus, und da ich in ihm immer mich selber sah, strich ich ihn ganz besonders heraus.

"Aber hättest Du dem Polyphem auch das Auge ausbrennen können?"

"Gewiß," sagt' ich, "ich wollte doch leben. Er füllt mich sonst auch gefressen."

"O Pfui!" sagte sie. "Ich krieg' Angst vor Dir, Lukas!" — Ich ging nun schon in die Kommunionstunde. Einmal sprachen wir davon. Das Luischen erzählte, der Pfarrer habe verboten, daß die Mädchen mit den Buben spielen. "Aber wir dürfen doch zusammen spielen," sagte ich.

und glücklich. Ich mein', Du wärst mein Bruder. Viel lieber hab' ich Dich als den Jean-Baptiste. Der schlägt mich und schimpft mich und gönnt mir keinen Apfel, keine Blume, garnichts. Er will Alles für sich."

Ich wollte aber hart sein. "Es ist ja doch Sünde. Und Du fürchtest Dich ja auch."

Sie hielt mich fest und sah mich lange mit wachsenden Augen an. Dann küßte sie mich flüchtig. "Lass, Lukas, ich komm' doch. Ich komm'. Aber Du gehst zur heiligen Kommunion, ist's da für Dich keine Sünde?"

"Wenn ich ein Schwesternhütte hätte," sagte ich sehr überlegen und von oben herab, "spielle ich ja auch mit dem. Wär' das Sünde? Und Du bist doch meine Schwester, Luischen."

Wir machten nun aus, daß wir uns immer heimlich treffen wollten, damit der Pfarrer nichts davon hören könne.

Manchmal, gegen Abend, kam das Luischen auch zu uns herauf, und

wir spielten miteinander, daß meine Mutter dabei war. Selten ging ich 'mal zu ihnen hin. Ich mochte den Jean-Baptiste nicht mehr leiden. Er war auch garnicht mehr gut zu mir. Er machte mir auch manchmal böse Bemerkungen vom Pfarrer und von seinem Vater. Er drohte, Alles hinterbringen zu wollen. Und einmal nannte er das Luischen "meinen Schatz". Da wurde ich glühend rot und ging weg von ihm.

Als ich dann am Abend das Luischen von unserem Hause aus heimbegleitete, sagt' ich's ihr. Sie drückte meine Hand und sagte: "Aber Du bist ja auch mein Schatz, Lukas!"



Hans Dahl: Studie.

Und sie sprang auf mir auf und küßte mich. Seidem küßten wir uns, so oft wir auseinander gingen. Wir waren wirklich nicht mehr Bruder und Schwester. Das eine Wort hatte uns Alles aufgeschlossen. Wir hatten das Leben, wir hatten uns. Unsere Herzen waren vom Leben und seinen schönsten Trieben erfüllt. O, wie deut' ich daran zurück! Sie lagen in uns, wie die Sonne auf jungen Blüthen liegt. Sie wachsen davon und thun sich auf — aber sie fühlen nichts von Dem, was ihnen Frucht giebt und Meise. Sie wachsen und treiben mir, weil's Frühling ist. Sie haben kein Ziel. Es liegt verborgen in ihnen, es ist ihr dunkler Sinn. Sie saugen sich voll und werden schöner und schöner — in lieblicher, lächender Unschuld.

So liebten wir uns, so küßten wir uns. Wir ersitterten, aber wir errötheten nicht. Wir sahen nur das Licht und wußten von keinem Dunkel. Es war eine heilige, heilige Zeit. So lieblich und rein! Bruder und Schwester waren wir doch — in unserer Leidenschaft, die von keinem Sommer wußte und keinem Herbst, nur von ihrem Blühen beglückt war, das sich über Nacht aufgethan hatte.

Wie denk' ich jetzt daran, da ich alt bin! Es liegt wie ein Lächeln in mir nach einem schönen Traume.

V.

„Ich muß Ihnen doch auch etwas von meinem alten Lehrer sagen, bei dem ich in die Schule ging,“ begann der arme Lukas, als ich am folgenden Tage wieder in der Dämmerung bei ihm saß.

Meine Uhr war noch nicht fertig. Die Mädchen lagen zum Theil blauäugig unter dem einen Glase, die anderen waren noch nicht nachgesehen, gehörigst und auspolirt.

„Es gehen noch ein paar Tage d'ranc,“ sagte der arme Lukas. „Wissen Sie, die Augen! Es will nicht mehr recht. Es wird Ihnen allmälig zu viel. So all' die Jahre, und was man All' in der Welt gesehen, was den armen Augen weh thun magte! O Du lieber Gott! Da haben sie Recht, daß sie einmal aufhören wollen. Wollen Sie's haben, sich verschließen! Ist auch's Allerbest! Wenn man jung ist, meint man, die Welt sei auf zwei Augen gestellt; wenn man alt wird, sieht man, daß es viele sind, auf denen sie steht, und daß es viel bessere, jüngere, fröhlichere sind, als die eigenen. Da macht man sie von selbst zu.“

Es gab eine kleine Pause. Ich wollte mich's sagen, um den Alten nicht zu fören. Er war ganz verändert und wiegte ein paar Mal den grauen Kopf und ironisierte mit den Fingern auf seinem Gesicht.

Nach einer Weile begann er ganz von selbst wieder.

„Ich woll' Ihnen aber von meinem alten Lehrer erzählen. Er war ein sonderbarer Mann. Als er noch jung gewesen, war er wohl ein Feuerkopf gewesen, der die Welt herum wenden wollte. Aber das hat sich mit der Zeit gegeben. Seine vier Wände waren ihm die Welt geworden, als sie ihn aus dem Auto gejagt und ihn nach viel Scherereien und Kämpfen die Gnadenperiode gegeben hatten. Es war ja eine Zeit damals, als er noch jünger war. Da war Mauder unten, der gegen oben schlug, und dabei zog er natürlich den Schwerter.

Wir lernten viel bei ihm. Ich hab' es so eingesetzt wieder getrieben. Es war nicht das, was in den Büchern stand, es war so was, das von ihm ausging. Es wurde mir Alles gleich und so recht lebendig durch ihn. Aus ihm heraus. Freilich war er ungleichmäßig. Hent' hör' und streng, sonst so leicht und gütig. Ja, die vier jungen Wände, wenn ja einer heraus will. Wenn er aus ihnen heraus gekrochen ist! Er lief manchmal Minuten lang auf und ab, ohne uns zu beachten. Mit großen Sprüten von Mund zu Mund. Und manchmal stand er am Fenster und sah hinaus. immer in's Seite. Aber es half nichts. Das war ihm all' verboten. Gegehalten war er. Dann kam's wie ein Einbrecher auf einmal. Dann saßte er ganz starr und starr. Ich hab' es noch, ganz schwer und stark.

Er war ein wunder Mann.

Eines Tages mußten wir leise durch den Hof gehen, so wie ich zu Hause gehen mußte, wenn die Mutter krank war. Voller Erwartung sahen wir in den Bänken. Die Frau unseres Lehrers kam mit rothgeweintem Gesicht herein und sagte uns, daß ihr Mann schwer krank liege. Er habe die Nacht einen Schlaganfall gehabt. Wir sollten still nach Hause gehen. Wenn er sich wieder erholt und ein paar Stunden halten könnte, wollte sie uns rufen lassen. Aber wir sollten keinen Lärm machen. Schwer krank sei unser Lehrer.

Ein paar lieben eiligt heim und waren froh, Ferien zu haben. Mir lag's schwer auf dem Herzen. Ich dachte gleich an's Sterben. Ich wollte aber meinen Lehrer nicht verlieren.

vierzehn Tage hatten wir frei. Der Vater schickte mich jeden Tag fragen, wie's ginge. Schlecht, hieß es anfangs. Nach ein paar Tagen ward die Auskunft besser. Und eines Tages wurden wir bestellt. Wir waren nun aber nur noch vier, fünf Schüler. Unser Lehrer lag im Bett. Von da aus hielt er uns Stunde. Wir saßen um den großen, runden Tisch, der in die Kräuterküche gestellt war.

Es war ergreifend. Ich denk' ewig daran. Es war, als wollte uns der Alte sein letztes Bestes geben. Es war, als nähm' er uns an der Hand und führe uns hinunter. Und alles Licht sei heller draußen und alle Schönheit schöner. Es war so ein Glanz auf Allem, wie man's an Feiertagen fühlt, wenn Alles schweigt draußen und man allein hingehet in die Stille, die ruhende Natur.

Es war lauter Leben. Ich sah die Wiesen um mich, und das Wehr sah ich, die hohe Pappel dabei und den geflügelten Bach. Die Wiese am Ufer sah ich und die alten Weidenkümpfe. Die Hügel rings und die Weinberge, und die Dörfer oben, die in unser Thal lugten von ihren Höhen herab. Der todfranke Mann, der uns das Leben zeigte! Es waren Schauer, die ich empfand. Und wie das All' geschah! Es war ein halbes Leben. Seine Sprache hatte ein wenig gelitten, und wenn er etwas nicht gleich so ausdrücken konnte, wie er wollte, ließen ihm die Thränen unter der Brille herab.

Manchmal weinten wir mit ihm.

Wir saßen dann wie die Mäuschen, wir vier, fünfe. Wir waren ja seine besten Schüler gewesen. Nun lag was Eigentümliches von ihm in uns. Nun lag etwas über uns, das uns andächtig machte.

Dann verbot's der Arzt. Der Kranke werde zu sehr geschwächt durch die Stunden.

Er drückte jedem von uns die Hand. Und während er sich in die Hände zurücklehnte, sagte er: „Ich muß also doch verschließen. Es war nur wenig, das ich hatte. Und es war so kurz. Ich hatte einmal volle Hände, — ich glaubt's wenigstens. Jetzt sind sie leer. Aber ich hab' nur wenig davon verloren, mehr, viel mehr hab' ich davon verloren. Verzetteln müssen! — Aber geht jetzt, Kinder! Halte fest, was Ihr habt! Es liegt noch viel vor Euch. Thui die Hände auf und rafft zusammen von all dem Hohen und Schönen, das ausgestreut liegt.“

Er fügte sich noch einmal auf und sagte mit unendlich traurigem Blick zu uns: „Es liegt viel ausgestreut, und die Welt ist weit. Mancher möch' viel haben und viel geben, aber das Leben sperrt ihn ein.“

Ein paar Tage darauf wurde der Alte begraben. Ein freireligiöser Pfarrer aus der Pfalz kam und begrub unsren Lehrer. Er war früher auch sein Schüler gewesen. Ich vergess' nicht, wie der gesprochen hat von ihm. Es ist mir noch grad' wie hent'. Es war Alles so lebendig, so ganz im Sinne von dem Alten, der da unten ruhte. Der hätte gefühlt dazu, hätt' er's hören können. Wenn ich hent' darüber denke, und an den jungen Prediger aus der Pfalz denke, ist's mir, als sei da schon aus der Wurzel vom alten ein junger Baum gewachsen gewesen, und dieser junge Baum habe schön am Platze des alten gestanden — eine Hoffnung der Zukunft. Herrgott! Ja, junger Freund, wir

unterschäzen oft ein Wirken — und seine Früsehen wir nicht, und doch haben wir schon uns Anteil an ihnen.

Aber um etwas aus den Abschiedsworten sagen, da war eines schön und wichtig, was Schüler von seinem Lehrer gesagt hat: „Ich hab' von dem Gottesglauben, der sich nur öfter offenbart, nichts von ihm gehört, als ich sein Schüler war. Aber die Liebe hat er mich gelehrt und Güte zu allen Menschen und ihrem Werke. Vielleicht war er einmal außersehen gewesen, Höhen zu gehen und vor vielen herzuschreiten; das Schicksal hat ihn fallen lassen und hat eingeengt, und sein Leben und Wirken war in Zwick und Haft.“

Ich habe das nie vergessen können. Es hat ja auch dasselbe, was der Alte uns auf dem Sterbett gesagt hatte. Aber ich hab' damals noch nicht begriffen, was ein verfehltes Leben heißt, und hab' nicht gewußt, daß das Leben Menschen nicht schmückt und auszeichnet, um ihn damit wie mit einer Last zu beladen — und daran verschmachten lassen. Oder auch — um ihn zu prüfen.

VI.

Ich kam jetzt nach Mainz in die Schule. Hause wurde viel verathen. Ob ich jeden Tag nach Mainz gehen sollt' — es war ein Weg von zwei Stunden — ob ich ganz in der Stadt wohnen sollte. Der Vater wollte, daß ich gehe. Die Mutter war dagegen. Es wäre mir zu viel zugemuthet. Bei Regen und Wind, in der Sommerhitze und der Winterkälte, das könnte ich nicht aushalten. Der Vater meinte, ich sei ja gesund, und ich liege so auch den ganzen Tag im Freien herum. Mainz wohnen und essen, das käme zu thun, sollte nur 'mal rechnen.

Aber die Mutter wußte einen Rat. Sie hatte Verwandte in Mainz, an die dachte sie. Sie und der Vater gingen mit mir dahin, und ich wurde bei ihnen untergebracht. Es waren gute Leute, und sie haben mir viel Gutes gethan. Sie haben ein groß Aufhebens davon gemacht. Ich bin ihnen stets dankbar geblieben, wenn's auch den Alten hatte, ich hätte sie vergessen.

In der Schule ging mir's gut. Nur daß in mein Dorf nicht vergessen konnte. Ich mußte immer denken, an die freie Natur, unser Hänschen an der Höhe, unseren Garten, die Dörfer auf den Hügeln rings. Au die Wiesen draußen und den geflügelten Bach, die Weiden und die Pappeln — und an die alte Mühle, versteckt dahinter. Alles fiel mir ein, was da stand und wuchs — und Vieles, das ich früher garnicht beachtet hatte. Alles war mir lieber, viel lieber noch als früher. Und ich träumte mich jeden Tag heim, ganze Stunden lang.

Dann freilich, wenn so das Träumen über mich gekommen war, ging mir's übel in der Schule.

Ich dachte auch an das Lüschen. Es war ein schwerer Abschied von ihr gewesen. Als es gegen Abend ging und schon im Dorf die Gassen dunkel waren, stand ich an ihrem Hause und wartete. Sie kam, und wir gingen zusammen hinaus in's Feld. Wir wußten gar nichts zu sagen zu einander, so verwar uns das Herz.

Um uns war die Dunkelheit, über uns hingen die Sterne. Wir schritten Hand in Hand schwiegend in das Schweigen hinaus.

Ich sagte: „Morgen geh' ich nach Mainz Lüschen!“

Sie blieb still.

„Thut Dir's leid, Lüschen?“

Sie drückte meine Hand.

„Da sehen wir uns nicht mehr Tags — und nicht am Abend.“

„Da vergißt Du mich, Lukas!“

„Nein, Lüschen, nein! Nie!“

„Und in Mainz ist's auch viel schöner.“

„Darauf wußt' ich nichts zu sagen.“

„Ich denk' immer an Dich, Lukas. Wenn Sterne aufgehen, denk' ich an Dich. Nun, wenn Abend wird. Weißt Du, wie in der Geschichte, d

in Deinem Geschichtenbuch steht? Weil auch uns die Sterne das Einzige sind, was wir zusammen sehen können, auch wenn wir weit voneinander sind. Grab' wie dort."

"Ich denk' schon an Dich."

"Aber, Lukas, wenn Du einmal nicht an mich denkst, einmal nicht, seh' ich's den Sternen an und merk' auch am Abend. Glaub's mir, Lukas. Du wirst's dann auch gleich merken, wie ich weine und Dir Vorwürfe mache."

Sch erschrak. Das Luschen war sehr heftig geworden. Es trat etwas schwer vor mich hin, es hing etwas über mir, das mir Schreck und Bejorgnis einjagte. Dann fasste ich mich.

"Das ist ja Nixum, Luschen. Die Sterne sind himmelweit und der Abend ist dunkel und sagt nichts."

"Ged' Dir nichts ein, Lukas," stampfte sie auf.

"Ich sag' Dir, ich versteh's schon."

Der Wind fuhr auf und fuhr durch die Bäume. Neben mir rauschte es tief und unheimlich.

Wir waren an der Pappel am Wehr. Rings war schwarze Nacht, Alles still. Dann und wann ein verlorener Laut. Dann und wann das gewaltige Rauschen der Pappel und ein Flüstern im Gras, wenn der Wind darüber hinlief.

Und wir zwei junge Menschenkinder, die noch nichts vom Leben wußten und nicht recht verstanden, was in unseren Herzen lebendig geworden war, wir standen stumm und hielten uns an den Händen:

Es war wie eine heilige Stunde. Die Schauer ließen mir den Rücken entlang. Ich fürchtete mich nicht, ich fühlte nur Alles so stark und mächtig um mich und über mir, und es zwang mich, daß ich mich neigte und dem Luschen in's Ohr flüsterte, ganz schwer und feierlich, und als sei ich eines Anderen, Höheren Mund: "Wenn die Sterne kommen — und wenn's Nacht wird, denken wir immer aneinander und sagen uns Botschaft."

Sie hob den Kopf und umschlang mich.

"Ich hab' Dich so lieb — so lieb, Lukas!"

Sie küßte mich und ich sie.

"Und ich will gar nicht weinen um Dich und gar nicht traurig sein. Ich hab' ja den Abend und die Sterne, und ich weiß, daß Du mit ihnen mein bist."

Dann gingen wir nach Hause. Und ehe wir voneinander schieden, küßte sie mich auf die Stirn. "Der Kuß soll brennen wie Flammen, bis ich Dich wieder küsse, Lukas." Fort war sie.

Aber jeden Abend packte es mich seltsam. Ich war für Alles rings um mich tot. Ich konnte nichts thun und denken. Nur das Eine: ich war bei dem Luschen. Ich stand am Fenster und sah, wie's dunkelte. Ich sah empor zu den wenigen Sternen, die zwischen den hohen Häusern hindurchblitzen. Wie eine Andacht war es in mir. Und der letzte Abend stand vor mir. Ihr Kuß aber brannte auf meiner Stirn, als ob's eine Flamme wäre. Einige Augenblicke — dann war's vorbei.

Einstmal sah mich meine Mutter Tante ganz erschrockt an und fragte, ob ich krank sei. Ich sei tödtenblaß. Es fehlte mir aber nichts. Und während des Sprechens oder Arbeitens kam auch meine Gesichtsfarbe wieder.

Es war ja mir ein kindliches Spiel, das wir trieben, aber es hatte sich in unseren jungen Herzen so festgesetzt wie der tiefste Ernst. Es beherrschte uns ganz. Das änderte sich auch nicht durch die Ferien. Wir sahen uns dann in unserem Hause, wenn das Luschen zur frischen Mutter kam, wir gingen durch's Feld wie früher, wir trafen uns am Abend und küßten uns zum Abschied.

Wenn ich wieder in Mainz war, dachten wir oneinander, wenn die Sterne kamen und das Dunkel sich auf die Gassen senkte.

Mein Spaziergang war am Rhein. Tagtäglich. Ich stand auf der Schiffbrücke und sah den Wellen zu. Ich ging am Ufer und sah hinüber zu den Taunusbergen. Wie ich einst mein enges Fleckchen Erde daheim liebgewonnen, so jetzt hier die Landschaft und in ihr jeden Winkel — jeden Hügel und Baum, jedes Haus und jeden Schatten. Anfangs hatt' ich Alles mit daheim verglichen. Bald kommt' ich Alles selbstständig festhalten. (Fortsetzung folgt.)

Die schottischen Hochländer einst und jetzt.

Von A. Conrady.

Die schottischen Hochländer, jene größere Hälfte Schottlands nördlich vom River Forth, werden heute allgemein unter die an wilder Naturschönheit reichsten Gegenden des Erdballs geschnitten wegen ihrer schroffen und matten Gebirge, die in ihren höchsten Erhebungen mit ewigem Schnee bedeckt sind, wegen ihrer langgewundenen, schmalen, bewaldeten Thäler, durch die sich reißende Flüsse hindurchschlängeln, wegen ihrer melancholischen Winnenseen, deren düstere Schönheit durch Walter Scott weltberühmt geworden ist. Und so ergießen sich Jahr für Jahr in das ruhige Land des Loch Lomond und des Loch Katrine Ströme von Touristen, um nachher voll von Bewunderung der geschauten Naturwunder in die Heimat zurückzufahren. Vor ein paar Jahrhunderten war das ganz anders. Die paar Engländer, die sich vor der Mitte des 18. Jahrhunderts zu einem Besuch der schottischen Hochländer versiegeln, brachten Alles eher, als Enthusiasmus für die hochschottische Landschaft von ihren caledonischen Expeditionen zurück.

R. Franc Philantropus, wohl der erste englische Schriftsteller, der einen flüchtigen Blick auf die schildartigsten Außenräder der Hochländer geworfen hat, meint — 1694 — über die hochländische Szenerie: "Es ist ein Theil der Schöpfung, der unvollendet gelassen ist; Schutt, der bei Seite geworfen worden ist, als das prächtige Gebäude der Welt erschaffen war; ebenso formlos, wie es den Eingeborenen an guten Sitten und Manieren fehlt." Der erste Engländer, der eine gründlichere Bekanntschaft mit dem schottischen Hochland machte, Edward Burt, erklärt 1727 dessen Verge für "ungestaltete Unschönheit". Ihre Hässlichkeit, meinte er, sei so groß, daß dagegen die unfruchtbare Ebene vergleichsweise lieblich erscheine. Schönes Wetter mache den üblichen Anblick nur noch schlimmer; denn je klarer der Tag, um so unangenehmer wirkten jene ungeschlachten Massen von dunklem Braun und schwärzlichem Purpur auf das Auge. Wenn Burt die hochländischen Aussichten "scheinbarlich" fand, so ging es noch ein Vierteljahrhundert später einem der feinsinnigsten Engländer seiner Zeit, dem Verfasser des "Landpredigers von Wakefield" und des "Verlassenen Dorfes", Oliver Goldsmith, genau so. Er riskierte 1753 eine Reise durch die Hochländer und schrieb an einen Freund über seine Eindrücke: "Soll ich Sie mit einer Beschreibung dieses unfruchtbaren Landes erfüllen, wo ich Sie über Hügel führen muß, die ganz braun sind von Haidekraut, oder durch Thäler, die kaum ein Kammmchen zu ernähren vermögen? . . Alle Theile des Landes bieten dieselbe häßliche Landschaft dar."

Wenn also selbst die gebildetsten Engländer noch vor anderthalb Jahrhunderten den nördlichsten Theile ihrer Heimatinsel nicht den mindesten landschaftlichen Reiz abgewinnen konnten, so hängt dies gewiß zum Theil mit der Thattheke zusammen, daß ganz allgemein erst nach jener Zeit der Geschmack an wilden Gebirgszenerien in Europa recht erwacht ist. Um aber in dem besonderen Fall die ganz unverhohlene Abneigung zu erklären, mit der ehemals Engländer von der Natur der schottischen Hochländer redeten, muß man auch darauf zurückgreifen, daß ihnen die Hochländer unsympathisch oder vielmehr verhaßt und verächtlich waren, daß sich auf das Land selber der Widerwillen übertrug, den dem zivilisierten Engländer und angloisierten Schotten die Bewohner des Hochlandes und ihre uralten, nach englischen Begriffen veralteten Einrichtungen einflößten. War es an sich schon kein besonderer Hochgenuss in einem Lande zu reisen, wo es keine Straßen, keine Brücken, keine Gasthäuser gab, wo kein anderes Transportmittel zur Verfügung stand als Schusters Rappen oder Zwergponies, wo die Einwohner eine dem Engländer total unverständliche Sprache, das Gälische, redeten, so kam dazu, daß die Hochländer wenigstens bis kurz vor der Mitte des 18. Jahrhunderts sich aus-

der Autorität der britischen Regierung keinen Dent machten, sondern in ihren unzugänglichen Gebirgsthältern sich selbst regierten und in allem, was englisch sprach, Todfeinde erblickten, die man berauben und je nachdem auch in's Feuer befördern durfte. Sie galten darum den Engländern als Wilde, Räuber und Mörder, ihr Land erschien als Inbegriff aller Barberei wegen der urwüchsigen Gemeinwesen, mit denen sein Boden bedeckt war, wegen der Clans. Im unversöhnlichsten Gegensatz zur englischen Zivilisation bestand da im Norden von Albion ein primitiver Gesellschaftszustand fort, der auf der Gentilverfassung beruhte.

Zur Rechtfertigung ihrer bitteren Feindschaft gegen die Lowlanders, die englischsprechenden Nachbarn im südlichen Theile von Schottland, beriefen sich die Clans des Nordens gerne darauf, daß ihrem Volk ehedem das ganze Land gehört habe, ehe die "Sassenach", die Sachsen, sie in die letzte Zuflucht der Gebirge zurückdrängten. Das war eine dunkle Erinnerung an die geschichtliche Thattheke, daß einstmals ganz Britannien in keltischen Händen war, ehe die Angelsachsen von Deutschland herüberkamen und sich das Land unterhängig machten. Die Clanverfassung hat denn auch ursprünglich in Südschottland und England ebensowohl bestanden, wie in den Hochländern, allerdings in einer noch viel urwüchsigeren Form, als in den Hochländern der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts; in derselben Form, die ihr bis gegen 600 n. Chr. auf der "grünen Insel", in Irland, eigen war. Als die antike Kulturwelt infolge der Eroberung des heutigen England durch die römischen Legionen in nähere Verbindung mit den wilden Stämmen der britischen Inseln trat, da erregte die besondere Aufmerksamkeit und das besondere Verstehen der lateinischen und griechischen Schriftsteller die ungewöhnliche Regelung der Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern, die sich bei den Britanniern vorfand. Die meisten alten Autoren glaubten es mit völliger Weibergemeinschaft zu thun zu haben.

Der Geschichtsschreiber Dio Cassius, der gegen 200 n. Chr. schrieb, läßt z. B. die britische Kriegsfürstin Boudicca die Kleidung thun, die Britanniern betrachteten Frauen und Kinder als Gemeingut. Von den Caledoniern — so wurden damals die schottischen Kelten genannt — theilt derselbe Schriftsteller mit, ihrer Frauen bedienten sie sich gemeinsam. Von dem hochländischen Volk der Skoten erzählt der heilige Hieronymus, der selber zeitweilig unter ihnen gelebt hat: "Die Völkerschaft der Skoten kennt keine Gattinnen, die einem Mann eigen sind. Als wenn sie den „Staat“ des Plato gelesen hätten oder dem Beispiel des Cato folgten, gehört keine Gattin einem einzelnen Mann, sondern wie es einem Jeden gefällt, leben sie ausschweifend wie die Thiere." Die Sirenen sollen es nach dem Geographen Strabo nicht anders gemacht haben. Den wahren Sachverhalt hat blos ein alter Schriftsteller erkannt. Es ist das der erste römische Feldherr, der militärische Expeditionen nach Britannien — 55 und 54 v. Chr. — unternommen hat, Julius Cäsar. Im "Gallischen Krieg" schreibt er über die Familienverhältnisse der Britanniern: "Die Gattinnen haben je zehn und zwölf untereinander gemeinsam, und zwar hauptsächlich Brüder mit Brüdern und Väter mit Söhnen. Die Nachkommen einer dieser Gattinnen aber werden für Kinder Dessenigen gehalten, dem sie als Jungfrau zuerst zugeführt wurde."

Bei den Hochländern Schottlands, wie bei den übrigen Inselketten bestand zu jener Zeit keineswegs völlige Weibergemeinschaft, sondern das System der Gruppenehe, das auch die übrigen indogermanischen Völker, z. B. die Deutschen, ehemals besessen, aber früher als die Briten mit der Monogamie vertauscht haben. Zehn bis achtzehn Männer hausten mit einer gleichen Anzahl Frauen zusammen. Von dem weiblichen Theile einer solchen Gruppe hatte wohl jede einen Mann, der vorzugsweise als ihr Gatte galt; gleichzeitig aber stand sie mit den übrigen Männern der Gruppe in auerkanntem Verhältnis einer Nebenehe: grundsätzlich waren also die sünkt-

schen Männer mit sämtlichen Frauen verheirathet. Darum galt auch bei den Hochländern noch lange, nachdem die Gruppenche bereits einer Paarungsche Platz gemacht hatte, das Mutterrecht: die Rechnung der Abstammung und Erbsfolge in der weiblichen Linie. Bei dem schottischen Stamm der Picten galt nach einer alten piktischen Chronik der beschworene Grund- satz, „daß sie nach Mutterrecht in der Herrschaft und aller anderen Erbsfolge nachfolgen sollen“. Das Gleiche galt bei den Skoten noch bis über das Jahr 1000 n. Chr. hinaus. Aus der Zeit der Gruppenche stammt auch das Erbrecht nach Gavel- kind, das in den Hochländern bis in eine recht junge Epoche in Kraft stand: darnach erbten die unehelichen Kinder ebensoviel wie die ehelichen. Aehnliche Rücksände haben sich bei den Celten noch mehr bis in die Neuzeit erhalten.

Die große Familie der Gruppenche von insgesamt zwischen 50 und 80 Personen (Männer, Frauen und Kinder) führte gälych den Namen „tigh“, der auf deutsch so viel wie „Haus“ bedeutet. Sie trug den Namen mit vollem Recht; denn der ganze tigh lebte in einem Haus, kommunistisch zusammen: es war eine Haushgenossenschaft. Die Wohnung eines solchen tigh wird nach dem nämlichen Muster angelegt gewesen sein, daß in Island allgemein gebräuchlich war: das ist um so wahrscheinlicher, als die eine Hälfte der Hochländer, die Skoten, erst in geschichtlicher Zeit aus Island herangekommen waren. Auf der grünen Insel nun wurde bei Anlage der Wohnung für die Haushgenossenschaft so verfahren, daß man in gleichmäßigen Abständen und zwei parallelen Reihen sechs gutgewachsene starke Baumstämme in den Boden trieb. Bei der Auswahl dieser Stämme wurde darauf geachtet, daß jeder von ihnen einen oder mehrere Astete von passender Stellung und Krümmung besaß. Die Astete reichten im Bogen quer über den Zwischenraum zwischen den beiden Reihen natürlicher Säulen hinüber, kreuzten sich an der Spitze des Bogens, und auf den so zu Stande gekommenen Gabeln ruhte der Dachbaum, gleichfalls ein langer, grader Stamm. Das war das Gerippe des Mittelschiffs: Zwei Seitenschiffe stellte man her, indem außerhalb des durch die Stämme begrenzten Raumes in einiger Entfernung von ihnen Reihen niedriger Pfähle eingerichtet wurden. Auf dem Dachbalken, den Asteten und Stämmen der Bäume, ruhte ein Dach aus Flechtwerk und Stroh, das bei den Pfahlreihen abhing und hier bis nahe zur Erde reichte. Die Bände bestanden ebenfalls aus Flechtwerk, desgleichen die Eingangstüren. In den Nebenzimmern befanden sich in Gestalt von Binsenlogern die Schlafräume für die ganze Gesellschaft, in dem Hauptschiff brachte das gemeinsame Herdfeuer, auf dem die gemeinsamen Mahlzeiten zubereitet wurden. So oder mindestens ganz ähnlich muß auch das Haus der alten Hochländer ausgesehen haben, vielleicht allerdings blos das Winterhaus: im Sommer haben sie möglicherweise, wie ein alter Schriftsteller angibt, in Zelten gehaust, was auch für die Iren nicht unwahrscheinlich ist. Der tigh führte nicht blos einen gemeinsamen Haushalt, sondern er produzierte auch gemeinsam.

Dabei handelte es sich in diesen ältesten Zeiten freilich nicht um Ackerbau, sondern blos um Viehzucht. Die Haushgenossenschaft besaß eine gemeinsame Herde von etwa 300 Stück Rind, die gemeinsam auf die Weide getrieben wurde und ihre Produkte in den gemeinsamen Haushalt lieferne. Nachdem ergaben noch Beiträge für den Lebensunterhalt der Haushgenossenschaft einmal die Jagd und etwa noch der Fischfang, dann aber Kriegs- und Plünderungs- züge des Clans, zu dem der tigh gehörte.

Dringig oder mehr „Häuser“ führten ihre Abrechnung auf den gleichen Weisung zurück, erklärten sich für „clan“, d. h. Kinder derselben Stammes oder, so lange das Mutterrecht galt, desselben Stammesmitter. Innerhalb des „tigh“ waren die Angehörigen derselben Generation für einander Gebrüder, mit Ausnahme der Geschwister, die aus einem anderen Clan herkommenden. Innerhalb des Clans waren Allz, die dazu gehörten, miteinander ver-

wandt und so durch die Bände des Blutes auf's Engste zusammengeschweißt. Wie der tigh einen Altesten, so hatte der Clan einen Häuptling, den die Clangenossen aus ihrer Mitte wählten und unter der Kontrolle der Volksversammlung ihre gemeinsamen Angelegenheiten in Krieg und Frieden leiten ließen. Eine Anzahl verwandter Clans bildeten den Stamm, der unter einem Oberhäuptling („rig“, gewöhnlich mißverständlich „König“ übersetzt) stand. Darüber hinaus gab es höchstens zeitweilig Verbündete verschiedener Stämme gegen einen gemeinsamen Feind, gewöhnlich aber lagen sich die verschiedenen Stämme der Caledonier oder, wie sie seit dem 1. Jahrhundert genannt werden, der Picten und Skoten, untereinander in den Haaren. Sie bekriegten und beraubten sich gegenseitig, wenn sie es nicht gerade vorzogen, gemeinsam über die reicherer Bewohner des seit der Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. den Römern unterthänigen Südens herzufallen. Den rasch im Kriege gewordenen Britanniern des Südens waren die törichten Wilden aus den Hochländern, die sogar im Rufe der Menschenfresserei standen, ein Schrecken. Vergebens suchten die Römer durch Anlage mehrerer Grenzwälle quer über die ganze Insel die Einfälle der Picten und Skoten zu verhindern. Erst den Nachfolgern Romas in der Herrschaft über Britannien, den Angelsachsen, gelang es, die wilden Bergstämme auf ihre rauhe Heimat zu beschränken, in deren unwegsame Abgeschiedenheit ihnen so leicht kein Feind folgte.

Bis in das 18. Jahrhundert hinein sind sie dort ziemlich unbehelligt geblieben: während in den „Lowlands“, den schottischen Tiefländern, im Verlaufe des Mittelalters die Anglisierung und der Übergang zum Feudalismus, später zu moderneren Staats- und Gesellschaftsformen, eintrat, blieben die Hochländer trotz formeller Zugehörigkeit zum schottischen Königreich ruhig bei ihrer gälychen Sprache und bei ihrer demokratischen Clauverfassung. Wenn sie die wirtschaftliche und politische Entwicklung ihrer zivilisierten Nachbarn nicht mitmachten, so hatten sie doch auch gegen die Urzeit-Totzüge anzuhweisen, die ohne äußere Einwirkung von Jägern heraus erfolgt waren. Das Baum und Wie des Prozesses entzieht sich im Einzelnen unserer Kenntnis; Thatsache ist aber, daß die gälychen Ansiedelungen des beginnenden 18. Jahrhunderts erheblich anders aussehen, als die des fünften. Die inzwischen erfolgte Verbindung des Ackerbaues mit der Viehzucht, die gleichzeitig eingetretene Verdrängung der Gruppenche durch die Monogamie hatten zerlegend auf den Kommunismus der Haushgenossenschaft gewirkt, die Anfänge des Privateigentums und der Einzelwirtschaft geschaffen.

Gortzung folgt.



Der Meeresgrund und seine Thierwelt.

Von Kurt Grotewitz.

(Forts.)

Ges ist erstaunlich, was für eine reiche Welt von Lebewesen in den Tiefen des Meeres vorhanden ist. Und dabei sind wir immerhin noch am Anfang der Meeresforschung, viele, ja die meisten Theile der Ozeane sind noch nicht untersucht. Dabei sind diese Mikroorganismen doch im Grunde so einfach wie nur möglich gebaut. Sie bestehen aus einem Schleimklumpchen von Urlebensstoff, dem sogenannten Protoplasma. Nur eine einzige Zelle bildet ihren Körper. Und doch wie mannigfaltig ist dieser Schleimklumpen gestaltet, wie mannigfaltig aber besonders das Gerät, das Skelett, das die Zelle führt oder umgibt. Mit bloßen Augen sieht man freilich von diesen Thieren nichts als kleine Stäubchen und Schlammpartikelchen, aber unter dem Mikroskop entpufft sich was in dem Schlamm des Meeresgrundes und in dem Wasserinhalt der Meeresstufen eine unglaublich bunte Welt von zierlichen und baroden Figuren. Kein anderer Thierkreis, die Pflanzenthiere nicht, die Stachelhäuter nicht, besitzt diesen Formenreichtum der Urthiere.

Von den höher entwickelten Thiergruppen birgt der Meeresgrund Würmer, Spinnen, Krebse, Molusken, Fische. Die Würmer sind hier nicht gerade zahlreich vertreten, aber sie haben ganz die Form angenommen, die viele Thiere in jenen Tiefen zeigen. Die Röhrenwürmer, die hier leben, gleichen äußerlich einigermaßen den Pflanzenthieren und Seelilien. Sie stecken nämlich in Röhren, die an ihrem unteren Ende an Steinen oder an Muscheln, Korallen festgewachsen sind oder auch im Schlamm ruhen. Aus dem oberen Ende der Röhre guckt der Kopf des Thieres mit einem Kranz von Fühlern, die ganz den Fühlfäden der Hohlthiere gleichen. So haben denn selbst die Würmer da unten auf dem Boden des Ozeans pflanzenartige Gestalt. Offenbar ist diese Form am geeignetesten, allen Ansprüchen des Lebens zu genügen, besonders für die Thiere, die zu unbegabt sind, um Raubzüge auf Beute zu unternehmen. Im Boden steckend oder auf fester Unterlage angewachsen, sind solche Thiere davor geschützt, in dem Maße irgend eines Fisches zu verschwinden, sie haben einen sicheren Ruhepunkt, der Kranz von Fühlern aber, der die Mundöffnung umgibt, fängt alle Nahrung auf, die zu Boden sinkt oder zufällig in die Nähe kommt.

Selbst einige Krebse haben diese für den Meeresgrund so charakteristische Form. Es sind die Krabbenfüßer, die auf großen Stiele sitzen, die ihrerseits an Steinen oder auch an allerhand Thieren befestigt sind. Im letzteren Falle, wenn die Stiele an Muscheln, Stachelhäutern oder auf Krabben sitzen, wandern sie mit diesen Thieren umher und gelangen so in immer neue Bezirke, wo ihnen eventuell neue Nahrung winkt. Es gibt aber da unten auch Krebse, die das mehr bekannte Aussehen vom Flusskrebs, vom Hummer und von den Krabben haben. Die meisten dieser Krustenthiere sind von blutrother Farbe, sie sehen aus, als wären sie alle gesucht. Die Anpassung an den Meeresboden zeigt sich schon bei vielen darin, daß sie außerordentlich lange und zahlreiche Fühler besitzen. Wie die Hohlthiere, die Seelilien und Röhrenwürmer einen dichten Kranz langer Fühlfäden haben, um die umgebende Wassermasse weit hin auf ihren Nahrungsgehalt zu durchspüren, so haben auch die Krebse diese Lastorgane in reicher Entwicklung. Ja, auch die Beine vieler Krustenthiere sind zu langen, dünnen Fühlgliedern ausgezogen, an denen zahlreiche Sinnesborsten die Empfindlichkeit für die Wahrnehmung von Beute erhöhen. Zugleich vermögen diese Krebse mit ihren langen Beinen gut über die pflanzenartige Thierwelt des Meeresbodens hinwegzustapfen. Das ist wohl auch der Grund, warum die wenigen Spinnetthiere des Meeresbodens außerordentlich verlängerte Gliedmaßen besitzen. Unter den Krebsthieren gibt es auch zahlreiche sehr kleine Arten, die die Hauptspeise der Fische bilden. Viele von ihnen sind daher mit dornigen Anhängen bewehrt. Andere, die sogenannten Einsiedlerkrebs, haben die Gewohnheit, sich in den leeren Schalen von Muscheln zu verstecken und mit ihnen unherzuwandern, als ob es ihr eigenes Gehäuse wäre.

Seltsamer Weise siedeln sich auf diesen Schalen der Einsiedlerkrebs stets Seerosen an, die sich auf diese Weise begnem in der Welt des Meeresbodens unherzlosen lassen. Auch die Krebse scheinen die Gesellschaft der Seerosen gern zu haben, doch ist es schwer zu errathen, was diese ihnen für Nutzen gewährt.

Unerhöplich reich an Formen sind die Mollusken des Meeresgrundes. Die Schnecken und Muscheln sind ja bekannte Thiere, und ihre mit herrlichen Farben, schönen Zeichnungen und mit bizarren oder entzückenden Formen ausgestatteten Schalen werden ja vielfach auch als Schmuckgegenstände gebraucht. Diese Mollusken sind recht hoch organisierte Thiere, sie haben die feineren Organe, die die Wirbelthiere besitzen, ein reiches Nervensystem und verschiedene Sinnesorgane. Von ihren Kalkhäusern umgeben, sind sie gegen feindliche Angriffe recht gut geschützt. In den Tiefen des Ozeans gibt es aber auch jene absonderliche Gruppe der Mollusken, die man als Tintenfische bezeichnet. Das sind Wesen von sehr



montoir-Uhren, garantirt
des Werk, 6 Minis, schönes, starkes
gehäuse, deutscher Reichstempel,
echte Goldränder, Emaille-Ziffern,
Mk. 10,50. Dieselbe mit 2 echten
Kronen, 10 Minis Mk. 13.
Schlechte Waare führe ich nicht.
Alle fälschlichen Uhren sind wirklich
abgezogen und genau reguliert;
gehe daher reelle 2-jährige schriftliche
Garantie. Versand gegen Nachnahme
oder Postleitzahlung. Untanach
schafft oder Geld sofort zurück, somit
Sicherheit bei mir ohne jedes Risiko.
Illustrierte Preisliste über alle
arten Uhren, Ketten und Gold
waren gratis und franko.

Kretschmer, Uhren, Ketten und
Goldwaren, Engros Berlin 415. Neue Königstraße 4.
Reelle und wirklich billige Be
neigquelle für Uhrmacher und
Wiederverkäufer.

Alles
für Bilettantenarbeiten,
Vorlagen f. Laubsägerei, Schnitzerei,
Holzbran. etc., sowie alle Utensilien
und Materialien hierzu.
Illustrierte Kataloge für 30 Pf.
Mey & Widmayer, München 130.

3000 russische Cigaretten
für Mk. 20 francs Nachn.
fr. Caviar, per M. 10,50 und M. 14,
versendet R. Glauner, Myslowitz,
an der russischen Grenze.

Ich verkaufe
dies hochlegant ver
nickelten vorzüglichen
Apparat für Mk. 15.—.
Ich gebe Ihnen 8 Wal
zen gratis. Große
Auswahl bespielter
Walzen à Mark 1,00.
Bessere Apparate bei
mässiger Anzahlung
Märk 1,50—3,00 monatliche Abzahlung.
E. SCHMIDT, BERLIN 350
Kommandanten-Strasse 27.
Kataloge gratis. Wiederverkäufern Rabatt.

Versende
meine neueste illustrierte Preisliste über
Neuheiten gegen 10 Pf. frei.
R. E. G. E. L. Berlin 143,
Potsdamerstraße 131.

Aufruf!
Keinen Schnurrbart!
manche Männer sagen
und schön Vieles an
gewandt: „ich bitte Sie, versuchen Sie
zum letzten Male noch mein Bart
wuchsmittel
Colossal“
zu 1 Mk. Haben
Sie kein Bartwachs,
dann überlasse ich
Ihnen eine kleine
Probe gratis,
um Sie sich von der Wirkung über
zeugen können: in diesem Falle bitte mir für
Märk 60 Pf. mit einzufinden.
Paul Koch, Haarspezialist.
Gelsenkirchen Nr. 180

Für Hand- und
Waschhandschriften
reelle vortheil. Sorten,
etwa preisw., auch a. Pro. Muß. gratt.
PAUL LODER, Mühlhausen i. Th. G.

Sauarienbögel!
alte Harzer, prima Rollen, verl. gegen
Löhne. Hähne M. 8, 10, 12, 15 und höh.
Schildchen M. 1,50. Probegebet gestattet.
August Friedrich,
Andreasberg i. S., Säumarkt 103.

Musikinstrumente Saiten
Vortheilhafteste Bezugsquelle direkt vom
Fabrikant Gustav Kreinberg
Markneukirchen's N° 17.

Gustav Kreinberg

Markneukirchen's N° 17.

Sanatogen

für die Nerven.

Broschüre auf Wunsch gratis und franko durch
Bauer & Cie., Berlin SW. 48.

Die Erwerbsquelle
weist Damen mehr als
150 Firmen nach, die
allerlei Arbeiten über
haupt als Haupt- und
Hilfsbeschäftigung vergeben, und Herren mehr als 300 Firmen, die Neben
beschäftigung vergeben. Nur reelle Angebote. Gegen Einwendung von M. 1,20
und 15 M. Porto oder unter M. 1,50 Nachnahme direkt franko zu beziehen von
Herm. Thom's Verlag, Leipzig VII.

Chartreus, grün und gelb von der Firma
Heintz & Cie., Paris,
prämiert mit goldener und
silberner Medaille, unter
dem Etiquett
Madeleine statt d. Chartreuspreises v. M. 14
(franz. Produkt).
Als Tafel- u. Magen-
Liqueur sehr zu empfehlen.
Versand gegen Nachnahme durch das
Generaldepot: Leop. Sonder, München 31.



wirlich gut und billig rauchen? So bestellen Sie meine Cigarillos, wie oben
abgebildet und größer, mit Sumatra und Java gedeckt, mit guter Einlage, in
eleganten Kästchen verpackt, für den spottbilligen Preis 500 Stück für M. 6,90
franks per Nachnahme. Als Weihnachtsgeschenk fliege ich der Sendung vollständig gratis bei: 10 gute Zigarren und Zigaretten zur Probe, 1 elegantes
Wandspiegel aus email. Blech, 1 Federbuch mit vielen schönen Bildern und
5 hochseine Ansichtskarten. Garantie: Nachnahme oder Umtausch, daher
kein Risiko. Mehr zu bieten ist durchaus unmöglich. Bitte zu bestellen bei der
leistungsfähigsten Zigarettenfabrik (circa 300 Angestellte) von

P. Pokora, Neustadt i. W.-Pr. 144. E.

Lungenleiden (chron. Katarrhe und Schwindnsucht) heilbar!

Ausführliche Broschüre mit Berichten von Aerzten und geheilten Kranken
über diese Heilmethode versendet die Chemische Fabrik
Dr. Hofmann Nachf. in Meerane 101 (Sachsen) gratis und franko.

Großer Illust. Haupt-Katalog mit über 3000 Gegenständen alle Arten Messer,
Scheren, Seisen, Waffen, Leder, Gold-Schmuckstücke erhält jeder franko umsonst,
ohne Kaufzwang. Bitte d. zu verlangen. M. 14,50 für jedesmalige Aufnahme.

Zur Probe! Beste Rasirmesser der Welt!
Fertig zum Gebrauch:
1/2 natürl. Größe.

Diamantschl.-Rasirmess. m. Stein M. 3.—
Silberstahl 2.—
Rasierschalen 1.— à .50

Tafel-Honig
versende 10 kg netto M. 4,75 int. eleg.
Emaille-Gitter. Garantie: Zurücknahme.
Versandhaus R. Fischer, Schöningen.

PATENT-BUREAU
Carl Scheinberger
HAMBURG Gr. Burstr. 49.
Telephon Amf. I. N° 549.
Den Lesern der „Neue Welt“
kostenlose Auskünfte!

Briefmarken-Preisliste
mit ca. 30.000 Preisen gratis.
Anfang und Verlauf von
Sammlungen u. Ganzelmarc.
Philipp Kosack
Berlin C. Burgstr. 8, am Königs. Schloß.

Echte, tatsächlich nicht eingelaufende
Normal-Hemden
Maron-Hemden, Unterhosen, Unterwässchen
u. c. versendet direkt an Private billigst
(Preiseiste u. Stoffproben franko umsonst)
Wollwaren-Fabrik Georg Koch in Erfurt 6.

Meinel & Herold

Harmonika-Fabrik
Klingenthal (Sachsen) Nr. 85 A.
versend. int. Garantie
direkt an die Spieler
pr. Nachn. Ihre vorsichtig
ausgewählten Harmonikas.

Nur M. 4 1/2

soft, eines sofb. Konzert-
Zug-Harmonika in 10
(2hörig). Pa. Stahlfederung, off. Klaviatur,
zth. (11falt.) weit ausziehb. Balg in Metall-
schutz, vernick. Metallbassklapp., Größe
ca. 33cm; die Harmonika, 3echte Register,
Schörig, 70 Stimmt., prächtig nur M. 6.

tiger Orgel, kostet

120 Stimmt., 50 stark. Stimmt.

180 (11falt.) weit ausziehb. Balg in Metall-
schutz, vernick. Metallbassklapp., Größe
ca. 33cm; die Harmonika, 3echte Register,
Schörig, 70 Stimmt., prächtig nur M. 6.

Selfsterlernschule und Holzkiste umsonst
hierzu, 2, 3, 4, 6, 8hörige, 2 und 3 reihige,
jolie jogen. Wiener Harmonikas in über
120 Nummern staunend billig u. doch gut.
Neuester Katalog (100 Seiten) start mit
200 Abbild. umsonst. Musikwerk, Biofinen,
Mundharmonikas, Bandionikas, Zithern
billigst. Garantie: Zurücknahme u. Gelb
retour. Kein Risiko. Neb. 5000 Dankesbrief.

42 Millionen Mark.

Baargewinne, darunter Hauptgew. von
600.000 300.000 210.000 200.000
180.000 150.000 etc. kommen
in einem Jahr bei 59 Ziehungen
durch d. Losgesellschaft, Germania
zur Verlosung. Keine Klassenlotterie,
keine Serien oder Ratenlose. Gesetzl.
erlaubt! Kein Schwund! Prospekt
gratis. Monatsbeitrag nur M. 5 pro
Mitgliedsanteil. Anmeldg. bef. sub.
No. 169 F. Mecklenburg, Berlin 0.17.

Edle Kanarienhähne
tieftourentreich und weltbekannt,
beweg. sich i. Höhle, Schatz-
rolle, Knorren und tiefe Pfeifen,
à M. 8, 10, 12-25. Mit gold. Med.
prämi. Joh. Wink. Kanarien-
zuchterei, Dresden A., Marschallstraße.

Stütz'sche Hühneraugenringe
(Silzringen, Pfister-
ten), unübertroffen i.
Bezug auf ältere und
schmerzlose Wirkg.
Kein Verlusten, des-
halb Schonung der ge-
jünden Haut. Schacht.
80 Pf. einzelne Ringe
15 Pf. i. d. Apotheken.

+ Magerkeit +
Schöne, volle Körperperformen durch unser
Oriental-Kraftpulver, preisgekrönt,
goldene Medaille Paris 1900 Hygiene-
Ausstellung und goldene Medaille Ham-
burg 1901; in 6-8 Wochen bis 30 Pfund
Zunahme, garantiert unschädlich. Streng
reell — kein Schwund! Viele Dank-
schriften. Preis: Karton M. 2. Poli-
anweisung o. Nachnahme mit Gebrauchs-
anweisung. Hygienisches Institut

D. Franz Steiner & Co.

Berlin 170, Königgrätzerstraße 78.

Zum Lachen!!

neuestes
Scherz-
Instrument der
+ fidele

Dudelsack

von J. dermann nach bei-
folg. Anleitung sofort zu
spielen, f. allerlei Scherze,
überhaupt wo man herzlich
lachen will. P. St. 1,75, 4 St. (Quartett)
zum Kranklachen, 6,50. 6 St. zum Test-
lachen 9,50 M. irano. Nachn. extra

Gotthardt Hayn, Breslau, 2. D.

Wer viel Geld will verdienen,
mit 3 Liter hoch. echtem Portwein,
Sherry, Madeira, Marsala, Malaga,
Vino Vermouth od. Valdepenas
(für Blutarne) nur M. 5.— intensive
Flasche gegen Portmadrinahe.
Rich. Cox, Weine en gros, Rötu.

Thüringer Wurst

Ger. Rothwurst Pf. 70 Pf.,
Leberwurst Pf. 70 Pf.,
Kaiserswurst Pf. 75 Pf.,
Knackwurst Dtzd. 155 Pf.,
Bratwurst, runde u. lange,
Pfd. 85 Pf. Cervelat und
Salami Pf. 120 Pf. Nur per Nachn.
mit Schlachthoffest.
Wurstfabrik Otto Schubert, Gera-R. 266

Jeder lese den „Rathgeber“
von Dr. Becker. Preis nur M. 1,
per Nachnahme M. 1,20.

Buch über die Ehe
von Dr. Metz u. Aufstatt M. 2,50 nur

M. 1,50, per Nachnahme M. 1,70.

V. Willdorf,
Berlin, Joachimst. 2.

Emil Klemm, Greiz i. U.

Verwandlung in
Damen-Kleiderstoffen.

Großte Auswahl in Neuheiten!
Kinderfrak. geg. franko Rücksendung zu
Diensten. Versand nur gegen Nachnahme.
Vertreter und Vertreterinnen
gegen hohe Provision gesucht.

Zigarren aus Konkursmassen.			
Gumaire	4.-8.-Pfg.	100 St. L.	2,50
"	5 "	100 "	3,-
" m. Kraft 6 "	"	100 "	3,80
" m. Feuer 7½ "	"	100 "	4,80
" m. Hav. 8 "	"	100 "	5,50
Merito mit Havana	10 "	100 "	6,80
Havana 10 "	"	100 "	10,-
Import 20-50 "	"	100 "	10,-
Bon 300 Stück ab portofrei.			
Zigarren - Partie - Haus- und Versandgeschäft			
F. M. Harlander,			
Berlin-Niedorf 211, Kneipenbeckstr. 130.			

Weitberühmte, haltbare, hochelégante
Kleider-Sammete gerippt, glatt und
gewölbt, zu Knabenanzug. Reine
halbharte, entzückende Blumen-Sammete.
Gefärbte Weich-Sammete. Gegr. 1857.
Sammethaus Louis Schmidt, Hannover-C.


Musikwerke o o
Grammophone o o
Photographen o o
Photogr. Apparate
sowie alle Zubehör.
CARL GEYER
AACHEN.


Illustr.
Preislisten
postfrei.
Große Posten

künstliche Blumen
folien schnell verarbeitet werden.
Probenrie mit Mk. 5,-

Manufaktur künstlicher Blumen
Hermann Hesse, Berlin-L. Schleißstr. 12.

Kaffee-Anschlag
nur in Holland!

Holland. Compagnie
für Java-Kaffee-Export
Maastricht 303 (Holland)
versendet Postkoffer von
10 Pfund echten, garantiert
frischen, frisch gebrannten

Holland. Java-Kaffee
geg. Nachnahme von Mk. 9
verzollt franko in's Haus.
In Deutschland ist der Laden-
preis für gleiche Qualität mindestens Mk. 1,40 pro Pfund!

Plüschtischdecken
aus weichem Plüsch
überzogene Decken
aus weichem Plüsch
Paul THIEME Chemnitz

Täglich baares Geld
es ist leicht nach zu erzielender Größe,
aus Altbauholz, können preiswerte
Reparaturen eines jungen Hauses verhindern.
Durch den Preis geringer Verhandlungsraum bei
der Nr. 528 F. Hechlerberg, Berlin L. 17.


Sold
Kauf zu unterscheiden
Anker-Herren - Komplett
für Herren jed. Standard
Garnituren. Zurücknahme und Umstellung. - Katalog
kostenlos und franko.

Deutscher Herren-Taschen-Lux
H. Waldschitz
Schwarzenberg 75 (Schwarzwald.)

Cigarren - Umsonst!

(Großes Format, keine Cigarillos.)

Wir geben Jedem bis auf Weiteres:

50 Cigarren als Geschenk bei Bestellung von 150

Cigarren aus guten Tabaken für Mk. 4,95.

Wer einmal bezogen, bestellt wieder.

Versand gegen Nachnahme unfrankiert.

Bei Bestellungen von 450 Stück, 500 Stück franko für Mk. 12,50.

Hamburger Cigarren-Versand

Kielerstrasse 75 * Hamburg * Kielerstrasse 75

Sturm-Taschenfeuerzeug.

Sofort hat man durch eine kurze Um-
drehung des Ringes nach rechts **Licht**,

daher unentbehrlich für jeden Raucher, kann zum
Notbehelf auch als Taschenlaterne gebraucht
werden, dürfte bei keinem Herrn fehlen. Bequem
in der Tasche zu tragen. In hochfein vernickelter

Ausführung

Mark 1,20 und 20 Pfg. Porto
pro Stück gegen Nachnahme.

Ersatz-Amorces-Streifen pro Dutzend 35 Pfg.

Umsonst und portofrei versenden unseres grossen
Illustrirten Hauptkatalog mit ca. 2500 Abbildungen
über alle vorkommenden Waarenartengattungen.
Preise billigst!

Ih. Qual.-Waare.

Stahlwaffenfabrik und Versandhaus

E. von den Steinen & Cie.
Wald b. Solingen 282.



Seidenstoffe

Special-Haus Heinrich Hense, Krefeld. No. 76.



Nur in schwarz, glatt
und gemustert.
Man verlange Muster.

Remontoirs, Silber mit Goldrand von Mk. 10,- an
Herrenketten, $\frac{1}{2}$ oz Silber, von Mk. 3,-; lange
Damenuhrketten, Doublé oder oxydirt (sehr fein)
Mk. 2,50; 14 Karat Gold auf Metall, Schieber mit Perlen und
Opalen Mk. 6,50; dergleichen in Golddouble Mk. 12,50.
Reichillustr. Katalog üb. Uhren, Ketten, Ringe etc. kostenfrei
Einzelversand. — Umtausch oder Zurückgabe gestattet.

Eug. Karecker, Taschen-Uhrenfabrik u. Versand-

LINDAU im Bodensee 575.

Briefmarken billigst.

Preisliste selbstfrankiert.

August Marbes in Bremen.

Nähmaschinen für Familien u.
gewerb. Zwecke, auf Wunsch auf
Teilzahlung.



Anzahlung: 8,10
bis 15 Mr., monatliche Abzahlung:
5, 8, bis 10 Mr., dabei er-
stthalb billige Preise bei aller-
heiter Ausführung.

5jähr. Garant. Wringmaschinen v.
M. 10,-. Preislist wird u. zugefunden.

J. Jendrosch & Co.
Berlin NW., Siemensstr. 2.

Wer dünner werden will

durch übermäßiges Körperfülle verunzufrieden
ist oder sich durch diefelbe in seinem Ber-
ufe beeinträchtigt fühlt, dem ist "English
Breakfast Tea" Marke "Prince of Wales",
auf das Wärmthe zu empfehlen. Nachts
Gebrauch wird auch der Unangreifliche

SO schlank wie eine Tanne

u. fühlt sich infolgedessen wie neugeboren.
Es verleiht daher jeder durch arge Wohl-

befleibtheit Geplagte

"English Breakfast Tea"

welcher absolut unschädlich ist.

Zu beziehen in Paketen zu M. 2 und
M. 4 (Porto extra) gegen Nachnahme nur
allein von Braukmann & Co.,

Gelsenkirchen Nr. 83.

Photograph. Apparat.

Bildgröße 9,12 cm.
entzückende Bil-
der liefernd, komplett m. vollst. Ein-
richtung zum photogr. und Material

Mk. 10.

gegen Nachnahme.
Bessere Appar. auch auf Teilzahlung.

Katalog über billigere u. teurere App.
grat. Bei Einkauf bess. App. werden
die billigere umgetauscht und zum

vollen Preis in Zahlung genommen.

E. SCHMIDT, Berlin 350 Ritterstr. 75.

Ich Anna Csillag

mit meinem 185 Centimeter langen Riesen-
Locken-Haar, habe solches in Folge 14 monat-
lichen Gebrauches meiner selbstfundnen Pomade
erhalten. Dieselbe ist als das einzige Mittel zur
Pflege der Haare, zur Förderung des Wachstums
derselben, zur Stärkung des Haarwurms anerkannt
worden; sie befördert bei Herren einen vollen, kräftigen
Haarwuchs und verleiht schon nach kurzem Gebrauch
wohl dem Kopf- als auch Barthaare natürlichen
Glanz und Fülle und bewahrt dieselben vor frühzeitigen
Ergrauen bis in das höchste Alter.

Preis eines Ziegels 2, 3, 5 und 8 Mark.

Postversand täglich bei Voreinsendung des
Beitages oder mittels Postnachnahme der ganzen Welt
aus der Fabrik, wohin alle Aufträge zu richten sind.

Anna Csillag
Berlin, Friedrichstrasse 56.
Wien I., Graben No. 14.



Wohlgel. Frau Anna Csillag!

Im Interesse Ihrer Gesellen Frau von Späthgen-Warlich (öster.
Schauspielerin in Berlin) bitte sofort, mir einen Ziegel Ihrer aus-
gesuchten Pomade auszuführen. Nehmen Sie gleichzeitig den
seien Sammelzettel an. Frau Gräfin hat sich außerordentlich lobend
ausgesprochen über den Erfolg der Pomade.

Bitte vorzüglicher Hochzeitung
Gruß Ihr, Kaiserin Ihrer Gesellen.

Wohlgel. Frau Anna Csillag!

Grüße unter ausgesuchter Königin Gesellen, Frau
Gräfin Schönau-Ziegler, Wien, Herren-
gruppe, 3 Stück Pomade für die Pflege der Haare gefällig.
möchten zu wollen, welche gute Reaktion schon erzielte.
Hochzeitungswert

Die Kaiserin Ihrer Gesellen; Anna Pleißl.

Anna Anna Csillag!

Grüße um Zustellung per Nachnahme einer Schachtel
Ihrer Wunder wirkenden Haarpomade.

Wohlgel. Frau Anna Csillag!
Grüße um Zustellung per Nachnahme einer Schachtel
Ihrer Wunder wirkenden Haarpomade.

Achtungsvoll
Dr. A. Leybold, Kurarzt in Grindorf, Schlesien.

Sehr geehrte Frau Anna Csillag!

Grüße mit noch einen Ziegel von Ihrer guten
Pomade gutigst gleich zu senden. Bin mit den bisherigen
Erfolgen bestens zufrieden.

Meine Adresse: Elska v. Malz

Gerichts-Brück-Gattin, Temesvar.

Anna Anna Csillag!

Bitte mir per Postnachnahme zwei Ziegel von Ihrer
Haarpomade zu senden. Ich bin überzeugt über
die gute und iduelle Wirkung. Meine Haare sind in
kürzer Zeit erstaunlich gemacht, und zeigt sich außerdem
überall junger Nachwuchs. Ich kann Ihre Pomade auf'sstärteste Seidemann empfehlen. Achtungsvoll

Gräfin E. W. Sedmik.

Unter-Neuburg b. Nöß (Böhmen).

Anna Anna Csillag!

Um wiederholte Zustellung eines Löffchens Ihrer
ausgesuchten Haarpomade bitte
Preis für Carolath (Göthen, Nph.).

Wunderrohr großartiges Kunstwerk, zaubert viele
Millionen prächtolle Bilder, sehr
lang abwechselnd, immer zeitende Neu-
heiten. M. 5, 15, 30. Ausführl. Preis.

J. Bathe jr., Balve 11 (Westfalen).

Die geschnittenen Seile
bitten wir, bei Anfragen,
Bestellungen von Preis-
listen und bei Aufträgen
stets auf die

„Neue Welt“

Bezug nehmen zu wollen.

„Neue Welt“
Abteilung für Anzeigen.

abscheulichem Aussehen. Ihre dicken wulstigen Gliedmaßen sind zu schauspürlichen Fangarmen umgeformt, die den ganzen Körper umgeben, so daß man nicht viel mehr von diesen Thieren als die stets ausgreifenden und sich in einander verschlingenden Gliedmaßen bemerkt. An den Armen befinden sich Gangäpse, die dazu bestimmt sind, die Beute festzuhalten. Der eigentliche Körper der Tintenfische besitzt jene weichliche unangenehme Konsistenz des Schneckenkörpers. Es sind häßliche Thiere, wohl das Widerwärtigste, was die Natur hervorgebracht hat.

Von den höchst entwickelten Thieren, die wir kennen, Sängern und Vögeln, hat es keines vermocht, sich auf dem Boden des Meeres eine Heimat zu gründen. Auch Reptilien und Amphibien haben dies ebenso wenig vermocht, wie die Insekten. Dagegen sind die Fische, die ja noch zu den Wirbeltieren gehören, in außerordentlich reicher Artenzahl in die Tiefen des Ozeans hinabgedrungen. Noch die deutsche Tiefsee-Expedition hat zahlreiche Arten von Fischen entdecken können, Fische von bisweilen so abenteuerlicher Form, daß man sie kaum als solche erkennen kann. Es ist äußerst interessant, wie uns auch an diesen Fischen die Lebensbedingungen der Tiefsee überall entgegentreten und wie diese den Thieren ihre bestimmte Form gegeben haben. Die Sackform, die so vielen Tiefseelebewesen eigenständlich und die recht geeignet ist, die schwimmende Nahrung aufzunehmen, finden wir auch bei niederen Fischen des Meeresgrundes wieder. Manche von ihnen sind auch zum guten Theil im Schlamm verborgen, um nichts weiter zu thun, als ihr gewaltiges Maul aufzusperren. Die gebratenen Tauben fliegen ihnen, um ein bekantnes Bild zu gebrauchen, von ganz alleine zu. Viele Fische, die sich schwimmend über dem Boden bewegen, verrathen dieselbe Gewohnheit. Sie durchziehen mit weit geöffnetem Munde die Wasserschlund und fangen so mit einem Netz Alles auf, was in den Bereich der Mundöffnung kommt. Die Fische erhalten durch diese riesige Ausbildung des Rauchens ein sehr seltsames Aussehen, manche scheinen überhaupt nur aus einem ungeheueren Rachen zu bestehen, der, weit aufgespannt wie ein großer Sack, fischend das Wasser durchzieht. Der ganze übrige Körper ist dagegen zurückgebildet, daß Mundwerk, das zum Fangnetz geworden ist, hat alle Kraft und allen Raum für sich in Anspruch genommen. Zahlreiche lange, spitze Zähne, die nach

einwärts gestellt sind, verhindern die gefangenen Opfer, zu entspringen.

Da die Fische ja meist lebhafte Thiere sind, die ihrer Beute nachjagen können, so sind ihnen die Fühlfäden nicht so unentbehrlich wie den Thieren, die an einer Stelle fest sitzen. Doch haben auch

Offenbar stampfen die Fische mit diesen Flossen, ähnlich wie es jene Aesselspinnen und Krebse thun, über die Thierwelt des Meeresbodens hin.

Es ist nicht weiter aufgefallen, als man unter den Fischen wie unter anderen Thieren der Meeres diese viele blinde faud, deren Augen entweder



Im Arbeiterviertel. Nach einem Gemälde von Paul Höninger.

viele Tiefseefische lange und zahlreiche Fühler, die entweder nur vom Munde oder von verschiedenen Stellen des Körpers ausgehen. Selbst die Flossen lösen sich bei manchen dieser Fische in eine Reihe von Fühlborsten auf. In der Dunkelheit des Meeresschoßes wird es eben von großer Wichtigkeit sein, sich durch weitreichende Tastorgane über die Vorgänge in der Umgebung zu orientiren. Die Flossen sind übrigens bei manchen Tiefseefischen auch in mehr gliederartige Form übergegangen.

gänzlich rückgebildet waren oder gänzlich fehlten. Was sollte den Thieren auch das Augenlicht in Legionen, zu denen nie ein Sonnenstrahl eindringt? Um so überzeugender war dagegen die Entdeckung, daß viele Thiere und besonders viele Fische da unten nicht nur ganz wohlentwickelte, sondern geradezu riesig vergrößerte Augen besitzen. Diese sind bei manchen Arten außerordentlich auffällig und nehmen einen großen oder gar den größten Theil des Kopfes ein. Bei manchen Steinthieren und Fischen sind

die Augen aus den Höhlen opernguckerartig hervorgezogen. Diese Telescopaugen, wie man sie nennt, müssen es dem Thiere ermöglichen, nach allen Seiten Gesichtswahrnehmungen zu machen, denn das optische Feld des Auges ist hier nicht ein kleiner Theil einer Halbkugel, sondern es ist eine Stange, die optische Fähigkeit nicht nur von vorn, sondern aus allen Dimensionen des Raumes empfangen kann. Es gibt ferner Fische, die ihre Augen gleich vielen Krebsen auf langen Stielen tragen. Man muß annehmen, daß auch diese Augen ein viel weiteres Feld beherrschen, als solche, die sich in Höhlen des Kopfes befinden. Außerdem können die Thiere, die solche Augen auf Stielen besitzen, ihre Schwingen in alle Winkel der gartenähnlichen Thierwelt der Meeresstiefen hineinschicken, ohne daß sie selbst in dieses Dunkel hineinzugehen brauchten.

Da haben nun also viele Thiere des Meeresgrundes so reich und auffällig entwickelte Augen! Was mag es ihnen aber, wenn doch keine Sonne da unten scheint, nicht einmal das schwache Licht eines Mondes oder eines Sternes leuchtet? Und doch in dieser Meereswoche nicht immer und nicht überall ruhiger. Es besitzen nämlich viele Meeresthiere die Fähigkeit, zu leuchten. Ein Seder hat einmal vom Meeresleuchten gehört. Unzählige Scharen von Mikroorganismen sind es, die des Abends, an die Oberfläche kommend, das schaue Schauspiel veranstalten. Auch in den Tiefen des Meeres gibt es viele Thiere, die in ähnlicher Weise leuchten. Und zwar sind es dort unten nicht nur Mikroorganismen, sondern Pflanzenthiere, Stachelhäuter, überhaupt die verschiedensten Lebewesen und besonders auch viele Fische. Die mannigfaltigsten Organe dienen diesen Thieren als Leuchtkörper. Manche phosphoreszieren am ganzen Körper, manche sondern auch einen leuchtenden Schleim ab, bei anderen wieder ist die Funktion des Leuchtens an bestimmte Stellen des Körpers gebunden. Oft sind es mit Linsen und Hohlspiegeln ausgestattete Laternen, die sich in reisennartiger Anordnung längs des Körpers hinziehen, oft befinden sich die Leuchtkörper im Kopf, besonders gut an den Flossen und an der Schwanzspitze der Fische. Manche der letzteren haben am Kopfe in der Nähe der Augen hornartige Auswüchse, an denen sich die Leuchtkörper befinden. Gerade bei diesen Fischen macht es so recht den Eindruck, als ob sie ihre Lampe immer mit sich herumtrügen. Bei manchen in ihrer Gestalt sonst recht abstoßenden Tintenfischen der Tiefe ist

der ganze Körper mit Leuchtkörpern versehen, die einen wunderbaren Glanz verbreiten mögen. Bei einem anderen von diesen Thieren, das im Ganzen 24 Leuchtkörper besitzt, sind diese in schön symmetrischer Weise über den ganzen Körper gruppiert. Nun, der dieses Thier leuchten sah, sagt, daß unter Allem, was uns die Tiefsee-Thiere an wundervoller Färbung darbieten, sich nichts auch nur annähernd mit dem Kolorit dieser Organe vergleichen lasse. „Man glaubte, daß der Körper mit einem Diadem bunter Edelsteine besetzt sei: das mittelste der Augenpaare glänzte ultramarin und die seitlichen wiesen Perlmuttenglanz auf; von den Organen auf der Bauchseite erstrahlten die vorderen in rubinrotem Glanze, während die hinteren schneeweiß oder perlmuttfarben waren, mit Ausnahme des mittelsten, das einen himmelblauen Ton aufwies. Es war eine Pracht!“

Obwohl nun viele Thiere mit Leuchtkörpern versehen sind, so mag das Licht, das sie hervorbringen, doch nur sehr schwach den Meeresgrund erhellen. Es mag nur ein Aufleuchten sein, ein Phosphoreszenz, bald hier, bald da. Aber gerade um diese schwachen Lichtstrahlen aufzufangen, bedurfte es besonders guter und gut angepaßter Augen. Und eben daher erklärt sich die monströse Entwicklung, die Lage am Ende von dünnen Stielen und die teleskopartige Verlängerung der Gesichtskörper vieler Thiere auf dem Grunde des Meeres. Was für einen Zweck hat nun aber dieses Leuchten? Es hat vielleicht nicht immer denselben Zweck für alle Thiere. Diejenigen, die ihr Licht an Körperstellen tragen, die das Auge nicht oder nicht leicht überblickt, können ihre Leuchtkörper wohl kaum dazu benutzen, ihre Beute zu erkennen. Dagegen mag dies wohl der Fall sein bei den Thieren, bei denen Augen und Leuchtkörper eng verbunden sind. In vielen Fällen dürfte aber das Leuchten ein Anlockungsmittel sein. Dem Lichte strömen viele Thiere unwillkürlich zu, und so mögen denn die Leuchtkörper ihren Besitzern beim Fangen ihrer Opfer von großem Vortheile sein. Es ist aber auch die Vermuthung nicht von der Hand zu weisen, daß das Leuchten in vielen Fällen die gegenseitige Aufsuchung der Geschlechter erleichtert und auch das Zusammenholten ganzer Thierschwärme ermöglichen möchte. So wunderbar diese Erscheinung des Leuchtens ist, so möchte man es doch fast für selbstverständlich halten, daß sie entstehen müßte. Wie diese Thiere der Tiefe trotz der Kälte, die doch

die Entwicklung hemmt, einen solchen Gestaltentwickelthum, eine solche Farbenfülle ausbilden könnten, wie sie den ungeheuren Druck der mächtigen Wasserschichten ertragen könnten, so müßten sie auch Mittel finden, die Finsterniß zu besiegen. Nebrigens beruhen die Leuchtkörper der Tiefsee-Thiere auf zwei verschiedenen Prinzipien. In dem einen Falle geht ein chemischer Prozeß vor sich, eine Verbrennung, und das ist eine Verbindung mit Sauerstoff. Bei anderen Leuchtkörpern handelt es sich wohl um einen elektrischen Vorgang. Da die lichtpendenden Apparate an so verschiedenen Theilen des Körpers auftreten und da sie auch so verschiedenes Aussehen haben, so ist anzunehmen, daß die meisten von ihnen selbstständig entstanden sind. Auf den verschiedensten Wegen ist es der Natur gelungen, das herrliche Phänomen des Leuchtens zu erzeugen.

Alle diese Wunder des Meereswoches mögen zwar dem Naturliebende als herrliche Schätze erscheinen, aber viel realen Werth hat die Menschheit doch noch nicht aus ihnen zu ziehen vermocht. Denn wohl halten sich auch die Muscheln, die Korallen, die Badeschwämme auf dem Grunde des Meeres auf, doch handelt es sich in allen diesen Fällen um geringe Tiefen. Auch die Flundern, überhaupt die Plattfische, sind Bewohner verhältnismäßig seichter Meere. Allein gerade sie sind so reich Thiere des Meeresbodens. In ihrer flachen Gestalt können sie sich platt auf den Boden legen, so daß es keinem Raubfische gelingt, sie einzufangen. Dazu sind ihre Augen beide auf die eine Seite gewendet, und diese Seite ist der Rücken des Thieres geworden. Und so liegen denn diese Augen direkt nach oben, nach der einzigen Seite, von der das Licht kommt. Nur ein Thier des Meeresbodens könnte eine solche merkwürdige Gestalt erhalten. Nun, an seltsamen, abenteuerlichen Gestalten fehlt es ja da unten nicht, besonders in jenen kolossal Tiefen, in die die Strahlen des Sonnenlichtes nicht mehr dringen! Hier lebt tatsächlich eine Welt des Phantastischen und Abenteuerlichen. In diesen grauenhaften Tiefen, in die wohl nie ein Mensch lebend hinabgelangen wird, haben die uns vertrauten Wesen die Physiognomie des Ungeheuerlichen, des Märchenhaften angenommen. Aber wir finden hier nicht nur Bekanntes in neuer, ungewöhnlicher Form, da unten gibt es eine ganz neue Welt von Gestalten, von der noch vor fünfzig Jahren Niemand wußte und die uns auch heute noch erst zu einem kleinen Theile geküsst worden ist.

Dur noch Drei.

Novelle von Wilhelm Schmidt.

Ste zwei Stund vielleicht. Er moß noch eine Zug de King erob bekleide. Nur zwei oder drei Stationen.“ Christian zuste nicht dabei, er lag still und mit Überlegung und legte einen gleichgültigen Ton in seine Stimme. Das war doch seine Seele, die weiter der Rede wert war.

„Er ging weiter.“

Sie stand noch, zögernd, nah nach dem Platz hinunter und wollte es noch nicht glauben. Dann kam sie langsam und widerwillig hinter ihm her. „Du Teufel soll llere Deest holle. Seht hörst er noch und ich bin vierzehn Stund Deest jedoch — es das ewiger noch net jenoog?“ Die Bürde legte, die habe häute do, die bliebe net so lang so dring, die legt lange bei ihrem King. Sezt, weshalb denn denn die seet vierzehn Stund Deest un angher noch eas zwei?“ Sie jagte das Alles mit leiser, unzufriedener Stimme, wie ein Kind, das zu weinen aufzugehen will!

„Sei ja nicht nach mir hin, aber er sah doch ganz bestlich, wie ihr Gefühl treuher geworden war.“

„Sie hät su junge Mann mit e paar Stund, zu jog down je do och noch e paar von weg.“

„Et es jo net su problem,“ sagte er, indem er in seiner Tasche mit den Fingern die Gegenstände des Ladens, die er in eine Zeitung geworfen hatte, herausholte und zählte. „Syr Broci hat ja noch nachher

Zid jenoog, lech zo frene.“ Sein Athem stockte nicht, sein Herz klopfte nicht schneller, als er das sagte. Er freute sich darüber und war zufrieden mit sich.

Sie ging nun neben ihm her. Sie war ruhiger und hielt den Kopf nach der Seite, damit er nicht sehen sollte, daß sie sich bei seinen letzten Worten schämte. „Nö, et es mir — ich han Rümpooche jemoahd hüt Nobend, die hät er su jüen. Sie sen schon um Teller, jeß wäeden se kalt.“

„Weiß Ihr wat? Ich johnn mit lech on helfen lech eße.“

„Joo, doob dat.“ Sie machte schwellige Schritte in der Freude hierüber. „Bliet bei mir, bes er fit. Su bin emmer su bang, wenn ich allein em Zimmer bin.“

„Joo, joo.“ Nur Zeit haben, um es ihr allmälig beizubringen — das war das, worauf jetzt Alles ankam. Der Vorsteher hatte Recht.

Sie gingen zusammen die Treppen hinauf, weiße Holztreppe, ohne Teppich, an gefliesten Wänden und einfach geschrägten Thüren vorbei. Im Birthshaus unten war noch großer Lärm. Gläser wurden auf den Tisch geschlagen, bis endlich Der, für den das eine Aufforderung war, mit einer trompetenähnlich schmetternden Stimme zu singen anfing.

„Ober brachte die Lampe schon im kleinen Zimmer.

Zwei Teller warteten auf dem Tische. Auf dem Sessel lagen die Zeitung und die gestoppte Pfeife, unten an der Erde standen zwei Bierflaschen: das Zimmer war bereit, seinen Herrn zu empfangen, der nach der Arbeit des Tages in ihm die glückliche Behaglichkeit des Abends finden sollte.

Die junge Frau nahm ihr nasses Tuch vom Kopf. Sie hatte eine neue, rothe Bluse darunter versteckt, die gut zu ihrem schwarzen Haar paßte und die von den schmalen Schultern eng über die volle Brust gezogen war. Sie stand einen Augenblick verlegen und lachend da und doch stolz, mit einem schnellen Blick, der das Lob des Beamten herausfordern wollte. Dann rückte sie den Tisch vom Sopho. „Sezt lech doch!“ Er strich mit der Hand über das neue, dunkelgrüne Tuch, das ihm kostbar vorkam gegen den alten Lederrücken seines Sophos daheim, und setzte sich. Und während sie mit kurzen, klappernden Schritten in die Küche ging, sah er mit starren Augen in die Lampe und überlegte den nächsten Schritt, den er auf seinem Weg machen mußte.

Die Schüssel mit den platten, braunen, glänzenden Kuchen kam. Die Frau legte, dem Gast zu Ehren, Messer und Gabel neben die Teller. Sie machten beide eine Weile davon Gebrauch, dann legten sie sie wieder hin und nahmen, wie sie es von Kind auf gewohnt waren, die Kuchen mit der Hand.

Sie blinzelte mit ihren winzigen, weißen Zähnen in die Augen, daß sie krachten. Sie aß viel schneller als er, der mit seinen brauen, abgebrochenen Zähnen nicht nachkam. Dann machte sie eine Pause und warnte auf ihn, um nicht unhöflich zu sein. Dabei stützte sie beide Arme auf den Tisch und sah ihm zu. Mit glücklichen Augen. „Schmeck et Ueck? Sei sie jood?“

„Jao, jao.“ Nur nicht zu viel sprechen. Von vornherein nicht zu große Fröhlichkeit aufkommen lassen! Allmälig jetzt anfangen, sie schweigsam und nachdenklich zu machen!

Aber das war schwer. In dem ganzen Stolz und Glücksgefühl der jungen Frauen sprach sie unanhörlich, sah ihn an, stieß ihn an, wenn er nur durch ein Kopfnicken antwortete, und lachte laut und ausgelassen. Sie sprudelte über wie eine kochende Suppe.

Sie erzählte von ihrem Manne. Ja, das war einer! Sie kam nicht aus dem Lachen heraus, wenn er Abends da im Sessel saß, fast wie ein altes Männchen, und seine Zeitung studierte. Ja, seine Zeitung! Er kam ja garnicht dazu. Er hatte so viel zu erzählen: er mache ihr seine Vorlesungen vor, seine Kollegen, wie sie gingen und sprachen, wie sie husteten und sich schneuzten, auch ihn, den Christian nicht ausgenommen. Und wenn er dann doch endlich einmal ordentlich an die Zeitung wollte, dann wußte sie es auch wieder einzurichten. Da war nicht mehr nötig, als daß sie sich auf seine Kniee setzte, ihm durch die Haare griff und ihn hin und wieder einen schnellen Kuß gab. Erst schimpfte er wohl, aber dann — dann fing er selber das Küszen an. Na, und wenn das erst einmal aufging, dann hörte das Küszen sobald nicht wieder auf.

Zwischen dem Erzählen sah sie immer nach der Uhr. Die ging ja überhaupt nach! Sie stieg auf einen Stuhl und stellte die Zeiger um zehn Minuten vor.

„Et kann och leech en Stund länger duere, wer kann dat vürher esu wesse?“ sagte er unvermittelt und sah mit seinen blauen, starren Augen in die Lampe hinein.

Die Frau sah in diese Augen und wunderte sich, daß sie so blau und leuchtend waren. Sie brannten ganz sonderbar, als wenn eine Lampe hinter ihnen stände. Sie hatte nie solche Augen gesehen. Sie lachte aber, denn sie glaubte nicht, was er sagte. Und als sie dann merkte, daß es ihm ernst war, behielt sie ihr Lachen bei, damit er sich bei den übrigen Beamten nicht lustig über sie mache: jao diel die kann et net ens en Stund ahoue ihre Mann ushaale!

Sie schenkte Bier ein und holte dann einen ganzen Haufen Blumen herbei, der auf einem Stuhl in der Küche lag. Sie war am Nachmittag allein durch die Wiesen gegangen, hatte ja im Haushalt noch nicht viel zu thun — sie erschrak, als sie dieses Noch gesagt hatte, lachte ihn dann aber aus kleinen, sündlichen Augen an und wurde rot.

Und während er da saß, ohne zu sprechen, und an seiner längst ausgegangenen Zigarette kaute, legte sie die Blumen zu einem Strauß zusammen, der so groß wie ein Männerkopf war, und stellte ihn in einem grünen Glas auf den Tisch.

Allmälig wurde sie aber nun doch stiller, sprach nur noch in Absägen, einmal sprach sie fünf Minuten lang nicht.

Er saß da und rührte sich nicht. Er wartete. Er wußte genau, daß sie dachte: „Weshalb geht er denn noch nicht? Er hat ja nun gegessen und getrunken! Er kann doch nicht die halbe Nacht hier bleiben!“ Aber er wartete. Bis sie ganz still geworden. Bis sie sozusagen reif war und anfangt einen Verdacht zu fassen. Er belauerte sie und merkte ohne Furcht, grausam gegen sich selbst, mit immer größerer Genugthuung die Fortschritte, die er auf seinem Wege mache. Es war doch nun gut, daß er den Auftrag übernommen hatte. Die anderen wären gewiß so schnell mit der Sache herausgeplatzt, daß die Frau hingeschlagen wäre.

Und dann sagte er, ganz plötzlich, wie erschrocken,

laut und bestimmt, starre aber immer mit seinen Augen in die Lampe: „Wat han ich gescht? Er sitzt ja höchst überhaupt net. Er muß ja mit dem Zug de Janze Rihng erab. Dat hat ich ja janz verjisse.“ Dann, nach einer Pause, noch lauter und noch bestimmt: „Nä, er sitzt iesch morje fröh.“ Trotzdem er die Augen starr hielt, schielte er dabei nach ihr hin und horchte auf jeden Atemzug von ihr.

Aber sie war jetzt ganz still. Sie rührte sich nicht einmal.

„Jood,“ dachte er, „jetz fäng sie an, nachzudenke. Jetz möß sie bald fragen. Jetz möß sie mir entjäckommen.“

Aber sie fragte nicht, sie kam ihm nicht entgegen, sie fing nicht einmal an nachzudenken. Sie stellte nur einen Kasten mit Fließzeng auf den Tisch und begann zu nähen. Sie sang sogar ein Lied, nur so vor sich hin, um den Gast nicht zu beleidigen.

Aber dann fing sie doch an zu sprechen. Als ob das Bewußtsein, ihren Mann so lange weg zu wissen, eine geheime Traurigkeit und Immigkeit über sie gebreitet hätte, sah sie ihn mit größeren Augen, als sie sonst hatte, an. „Jetz möß ich Ueck öm jet bedde,“ sagte sie leise und hielt ihre Nadel still.

„Jetz sitzt,“ dachte er, „jetz fräisch sie mich. Jetz will sie Waohrheit han.“ Er atmete nicht, sein Knopf seiner Uniform hob sich auf seiner Brust. Jetzt fest sein, wie von Eisen, wie in seinem Bremerhäuschen, wenn er einen Zug auf denselben Schienen entgegen kommen sieht.

Aber sie kam mit einer ganz anderen Bitte. „Ihr weßt et jo och, minge Mann drinf jän. Ich spreche nur met Ueck dorüber. Ihr sed der Nesteste. Saht, er drinf sjar während dem Fahre. Er fährt et selber, wie jesährlich dat für en es. Er kann doch leech ens donecke tredde on falle. Du do wollt ich Ueck bedde — jedd doch op en aach, red doch ens aodenlich net mi. Jao, daot et doch!“ Die Thränen standen ihr in den Augen.

Er sah es, obwohl er in seine Lampe starre.

Was war jetzt? Jetzt war er auf seinem Weg aufgehalten. Es war plötzlich ein Hindernis da, über das er nicht weg kam. Jetzt, in dem Augenblick, wo sie da saß und von ihm sprach, mit Thränen in den Augen — „nä, nä, nä! öm Himmelsschwelle, nur jetz net! Noch waede, noch waede!“ Er gab ihr seine breite, plumpre Hand über den Tisch hinüber. Er bekam es sogar fertig, ihr in die Augen zu sehen.

Aber schon veränderte sich der Ausdruck ihres Gesichtes wieder, schnell, wie sie in Allem und wie Alles bei ihr war. Mit einer Verschlagenheit in den Augen, die klein wurden und in den Mundwinkeln, die sich zusammen zogen, sah sie ihn an, von der Seite, mit halb auf die Schulter gelegtem Kopf. Und mit einem Male zog sie, ganz unten aus dem Blickzeng hervor, ein weißes Eiswas, breitete es aus, hielt es ihm vor's Gesicht — ein Kinderjäckchen, aus Wolle gestrickt, halb fertig, röhrend und lächerlich in seiner Kleinheit.

Erst jaulte sie, mit geschlossenem Mund, mit leisen Lönen, die sie in der Kehle zurückhalten wollte. Dann machte sie den Mund auf, ließ ein Singen heraus, ein Schreien, ein Lachen — wie ein Kind, das sich vor Freude nicht mehr zu lassen weiß. Sie packte mit beiden Händen, schnell, ohne das Jäckchen loszulassen, nach seiner Hand auf dem Tisch, rieb das Jäckchen an dieser Hand, sonderbar flink und fest, legte den Kopf auf die Hand und das Jäckchen, rieb ihre Backen und ihre Stirn daran, und schluchzte dann laut auf, indem ihre Schultern jedesmal auf das Holz des Tisches schlugen und ihr Oberkörper durch das Heben der Brust sich jedesmal ein Wenig vom Tische entfernte. „Ich möß et Ueck sage — Ihr sed der Irchte — dentst, deutst, er weß noch nig — ich sagen et im morje fröh — ich sagen et im —“

Er saß da, den Kopf zu ihr vorgestreckt, ein ungewisses Lächeln auf dem Gesicht — und da, was war das? Er lachte — lachte herzlich, warm, breit, theilnehmend, lachte und drückte ihr die Hand — wie man einer jungen Frau, die sich Mutter fühlt, die Hand drückt, etwas lustig, blumzend; denn wenn

sie auch weint, es liegen ja so viele Gedanken an Freunden und glückliche Stunden dahinter.

Er saß noch eine Weile da. Mit demselben Ausdruck auf dem Gesichte. Ja, in der That, nun war er ja ganz von seinem Wege weggedrägt. Der Weg lag weit von ihm, er sah ihn nicht einmal mehr, er war weiter von seinem Ziel als am Anfang. Und er kann nicht mehr hinkommen. Er fühlt das; es ist etwas in ihm, was es ihm sagt. Jetzt, nach diesem Lachen, ist es nicht mehr möglich. Wer hat ihm nur das Lachen eingegeben? Es ist von selber, wider seinen Willen, gekommen. Und er hat nicht einmal die Kraft, es jetzt von seinem Gesichte wegzuthun. Es liegt darauf, er fühlt es genau, seine Augenlider sind hochgehoben und sein Mund offen und in einem Halbkreis nach oben gebogen.

Und Alles, was er jetzt that, that er in diesem merkwürdigen Raum. Das, was in ihm war, und was er bis heute nie kennen gelernt hatte, zwang ihn dazu. Er stand auf, wie man aufsteht, um so eine junge Frau, die weint und glücklich ist, nicht zu stören. Er streckte die Arme in die Höhe und verkröpfte sich in seinen Mantel, nahm die Mütze vom Nagel und ging zu der Frau hin. Mit aller Kraft, die er noch hatte, drückte er seinen alten, stöhnenden Ton, der wieder kommen wollte, in die Brust zurück. Noch war es Zeit. Jetzt war noch ein Augenblick, wo es möglich war, die drei oder vier Worte zu sagen.

Er machte den Mund dazu auf. Aber es kam etwas ganz anderes heraus. Er wollte seine rechte Hand fest in die Tasche stecken, aber sie streckte sich von selber aus, der Frau über die Schulter, nahm ihre Hand und drückte sie wieder. Und dazu sprach der Mund: „Joode Maach.“ Wirklich: „Joode Maach.“

Sie drehte dem Manne den Kopf zu, mit den verweinten und lachenden Augen, sprang dann auf und rief: „Ich kom mit Ueck, die Hünshür es zo.“

Sie gingen zusammen die Treppen hinunter. Das Wirthshaus war still.

„Joode Maach,“ sagte er zum letzten Male.

„Seht,“ sagte sie, während sie seine Hand hielt und ihm mit ihrem verschmitzten Ausdruck von unten ansah, „wenn ich och wingen Mann net bei mir haue, ju kann ich doch von im drödne.“

Sie lachte noch leise und glücklich hinter ihm her. Dann hörte er, wie sie die Thür hinter sich zuzog und verschloß. Er hörte noch ihre flinken, klappernden Schritte die Treppe hinauf.

Dann ging er langsam die Straße hinunter, seinem Hause zu. Es regnete nicht mehr. Am Ende der Straße kam sogar ein fahler, gelber Schein hinter den Wolfen her, so daß ihre zackigen Narisse zu erkennen waren. Und zwischen den Lücken der Häuserreihen hindurch, vom schwarzen Feld her, drang gransam und höhnisch das Poltern eines Zuges zu ihm, das Peifen der Lokomotive und das Läuten der wärterlosen Schranken, die sich senkten und hoben.

„Morje well ich et sage, morje,“ murmelte er in seinen kurzen, grauen Bart hinauf.

Dann schloß er seine Haustür auf, schen und furchtsam, mit schielenden Augen und zusammengezogenen Schultern, wie ein Verbrecher, der auf Flucht ist.

„Morje.“ Er stieß es abwehrend und drohend zwischen den Zähnen hervor, so daß es sich wie eine Vertheidigung anhörte gegen die Ankläger, die rechts und links mit ihm die Treppe hinaufstiegen, ihn an den Armen hielten und ihn zu der Frau des Todten zurückreissen wollten. —

Mitten in der Nacht legte er beide Hände über sein Gesicht und weinte, verzweiflungsvoll, sich selber anklagend, sich schmähend. Er spie Schimpfwörter aus, wie er sie nie in seinem Leben in den Mund genommen hatte.

Seine Frau, klein und abgezehrt, mit ihm grau geworden, legte sich zu ihm in sein Bett und streichelte seine Hände. Er erzählte ihr Alles.

„No jao — no jao,“ sagte sie und strich ihm mit ihren mageren, aufgeregt zitternden Fingern das Haar aus der Stirn, „jetz es sie winigstens noch en Maach lang läßlich.“ —

Grossstadt morgen.

Das ist der Morgen in der großen Stadt:
Der Tag beginnt, doch Stunden noch vergehen,
Bis daß die Sonne, roth und wintermatt,
Am grauen Horizont wird auferstehen.
Noch hült das Dunkel haus und Straßen ein.
Und nur der Schnee, der über Nacht gefallen,
Wirkt seinen fahlen, weißen Silberschein
In's tiefe Schwarz der weiten Hausthorhallen.

Das ist der Morgen in der großen Stadt:
Nun gießt sich aus befror'nen Fensterscheiben
Ein Lichterschimmer. Ausgeschlafen hat
Des lauten Tages kaum verstummtes Treiben.
Aus jeder Wohnung, jeglichem Quartier
Quillt es heraus. Nur nicht die Zeit verpassen!
Hier knarrt ein Thor, dort poltert eine Thür.
Dann schlurit es, stapt es durch den Schnee der
Gassen.

Das ist der Morgen in der großen Stadt:
Nicht Nacht, nicht Tag... Schon hört's man hämmern,
stampfen...

Den Damm entlang rollt, dröhn't ein Wagenrad...
Zwei schwere Häule, die im Zwielicht dampfen...
Die Thür zum Bäckerladen steht nicht still.
Das duftet warm nach frischgeback'nem Brote.
Ein brauner Nebel, der nicht weichen will,
Liegt zäh und schwer um Dächer und um Schlote.

Das ist der Morgen in der großen Stadt:
Das kleine Volk kommt lärmend aus den Thüren
Und glitscht im Schnee, dort, wo er hart und glatt,
Die Wege, die es hin zur Schule führen.
— Am horizon ein rother Strich. Der Tag
hat fröstehnd aus dem Zwielicht sich erhoben.
Der Nebel, der um Schlote und Dächer lag,
Ist zitternd aufgefattert und zerstoben.

Ludwig Lessen.

Im Arbeiterviertel. Das ist ja ein richtiger Münz-
morgen: Schnee auf der Straße, das Tageslicht erst
halb heraus, und die Laternen brennen noch. Sie
leuchten nicht mehr hell. Ihr Licht lebt nur wie ein
klapper Hase in der hellflaten Luft. Aber trotzdem die
Zeit noch zwischen dem Tag und der Nacht steht, lebt
die Straße schon. Wie in unregelmäßigen, aber nie
entzündeten Gliedern einer Kette bewegen sich die
Menschen vorwärts. Alle mit dem ausgesetzten
Schutz ihrer, die keine Rücksicht zu überlassenden
Dingen frei haben. Manche tragen ein Taschen in
der Hand, manche eine kleine Butterdose. Einzelne
sind auch jährling. Sie gehen gewandt und matt. Aber
die Reihen gehen aufrecht. Aufrecht wie die Schorn-
steine, die im Hintergrunde, rechts, links, überall,
wohin man blickt, emporsteigen und den dünnen, schwär-
zen Raum der jetzt angefrorenen Gehölzalagen
herrschen. Diese Schornsteine! Sie sind das
Wahrzeichen des Arbeiterviertels. Sie jagen, doch hier
gegenüber sind — unablässig gearbeitet wird.
Die Handarbeiten vernageln sie, selbst in der
Nacht nicht. Und diese Schornsteine drücken
in alles ihre Spuren. Sie durchdrücken die Luft,
sie berühren den Schnee, die Blauer, die Bäume,
die Fenster, und selbst in den Kleider und in den
Gesichtern findet sich dieser Beweis von Mängelheit.
Hier entwischen giebt es nichts, was nicht irgend etwas
mit dem Haushalt, mit dem Nutz, mit dem Schornstein
zu tun hätte. Auch die Bogen, die über die schwere
Zugbrücke spannen, sind keine Langweilige, sind
keine einzige Schalenungen, die dem Schornstein
die Richtung herabprägen.

Unterall findet sich dieser dichte, schwere Ton.
Er bringt selbst die größten Gegensätze zu wackerer
Weidheit zusammen: das große Weih des Schnees
und das Unheil der Kleiderung von den Kleiderarbeitern.
So, das Arbeiterviertel bietet unzählige
wackerne Motive. Und man sieht im Langen im
Gangspalieren. Auch im Kleiderladen. Das für
Sonne braucht da vorher! Ja was für Gedanken
hast du eben!

Da kommt ja ein paar einfache Gefallen. Ihr
Geist ist nicht mit dem der Arbeit, vom Leben in der
Stadt und in eurer Familiengemeinde gespannt. So ihre

breiten, wichtigen Stirnen, gräbt das Grübeln tiefe
Schatten. Die Männer gehen zwar aufrecht, ent-
schlossen; ihre Mühen haben sie zurückgeschoben —
sie können ihr ganzes offenziger Gesicht zeigen.
Aber, wenn auch der frühe Morgen sie schon wieder
bei dem rastlosen Trachten zeigt, sich und ihre Kame-
raden der Schwärze des Arbeiterviertels zu entziehen,
hier etwas Anders als nur Nutz und Rauch blühnen
zu lassen: heute noch qualmen die Schornsteine dicke
Wolken heraus, die ihre dunklen Spuren über Alles
streuen...

Krähen auf dem Eis. Eine Schaar Nebelsträhnen
stolzirt über das glatte Eis eines Sees. Sie trippeln
hinten und neben einander dahin mit dem ungelerten,
wadelnden Gang des Vogels, dessen Reich die Luft ist.
Was bewegt sie, auf das Eis zu gehen? Es scheint
sagt, als mache es ihnen Vergnügen, auf dem See zu
laufen, der sonst für sie unpassierbar ist, denn was
sollten sie sonst hier suchen! Der klare, kalte Winter-
tag hat die Erde zur Erstarrung gebracht. Auf dem
Saatfelde ist der holperige Boden so steif gefroren,
daß keine Haie, viel weniger ein Krähenknaul ihn
aufbrechen kann, um ein Korn oder ein Würmchen
aus ihm heranzuholen. Und in der Nachbarschaft
ringsum ist auch nichts zu finden. In den Höfen holen
die Hühner Alles weg, was aus der Küche und den
Schuppen absfällt. Und wo noch was zu holen wäre,
da bewegt es sich ringsum von Menschen und schreck-
liche Hunde bellen. Da traut sich keine Krähe heran.
Wenn wenigstens noch irgendwo Schweine schlachten
wäre. Da giebt's immer etwas zu schmausen.
Hühner und Hunde und Katzen halten üppige Mahl-
zeit, aber sie bewältigen den Vorraum doch nicht.
Recht wie seit eben können sich die Viester doch nicht,
obwohl sie es vielleicht gerne wollten. Da muß man
sich auf den Dachfirst setzen und eine lange Zeit mit
krummem Magen zuhören, wie sich das Hausgesindel
mit der Konchalance, die diesen gut gefütterten Wesen
eigen ist, gütlich thut. Aber schließlich kommt auch
einmal die Minute, wo ein Krähenherz eine Freude
erlebt. Menschen und Hunde haben sich in's Haus
gejählichen, der Hof liegt still in der klaren Sonne des
Winterabends. Nun heißt es, schnell herabschwärzen von
dem Dache und nehmen, was übrig geblieben ist.
Wunderbar gut schmeckt solch gestohler Braten. Es
ist eine Freude, zu leben! Aber um es sofort ganz zu
verschlungen, dazu ist das Gedärn zu lang, also mit
dem Schnabel angesetzt und hintweg damit in's Weite.

Ja, aber heute ist nirgends Schweine schlachten im
ganzen Stadteil. Und eine Maus läßt sich auch nicht
blitzen. Stunden lang kann man vor dem Ofen sitzen,
bis einem die Füße am den Boden anstreifen, und doch
röhrt sich nichts. Legend ein kräuter Vogel, ein an-
geschossenes Stichhuhn oder ein verwundeter Hase ist
auch nicht zu entdecken. Möglich, daß es im Nachbar-
viertel irgend etwas zu schmausen gibt, aber besser,
man geht nicht hin, denn das dortige Krähenvolk leidet
keinen Einwringling, dann giebt's Geschrei und Kerker
und Schneebeliebe, und man muß schließlich doch voll
Scham mit leerem Magen und blutigem Kopfe ab-
ziehen. Da ist es verständiger, hier zu bleiben und
sich mit einigen Freunden und Nachbarn und meinet-
wegen auch mit einigen unausstehlichen Individuen
die Zeit zu vertreiben. Und das dide II, so genannt,
weil sie sehr belebt ist und das Kra infanterier Weise
wie Kra entspricht, giebt mit nicht missverstehender
Gebende zu verstehen, daß man es wohl mit einem
Eislauf versuchen möge. Was diese Krähe vorstellt,
wird immer sofort ausgeführt, mag es noch so dummi
sein. Fünfzehn, sechzehn Stück sind es nun schon, die
auf dem Eise umhertrippeln. Nur Röde-Rose, so ge-
nannt, weil sie immer mit dem Kopfe nicht wollte
anfangs nicht folgen, damit nicht immer die Rath-
schläge des diden II durchgehen. Sie blieb orientativ
am Ufer stehen und suchte ihre nächsten Freindinnen
zu überreden, ebenfalls nicht zu folgen. Da diese aber
dem Vergnügen nicht widerstehen konnten, so mußte
sie schließlich doch die Dummkopf mitmachen. Denn
welche Krähe will ganz einsam und allein bleiben?
Kun trampelt also Alles auf dem glatten Eise umher.
Es kommt ja da nicht so besonders angenehm, aber
es kommt sich doch, und es steht da so was d'rin, man
möchte lachen, jubeln, schreien, sich lugeln, man wird
dabei das reine Kind! Und so trampeln sie lange auf
dem Eise wieder, bis schließlich die Röde-Rose dem
diden II einen Schnabelschlag direkt hinter den Kopf in
die Gegend des ersten Halswirbels verseigte. Nun
war der Streit fertig. Es bildeten sich zwei Parteien
und da alle beide Recht zu haben behaupteten, so
diente das Schreien und Zanken geruhsame Zeit. Die
Krähen flogen auf, und der Streit ward noch lange in
der Luft fortgeführt. Endlich gemahnte der krumme
Hagen wieder an die Arbeit. Man mußte sich wieder
vor ein Kästchel stellen und warten und warten.

Und die Sonne leuchtete immer tödlicher durch
die kalte, steife Luft. Es wird Schnee geben, sagten die
welche die Erfahrung hatten. Dann wird es voller
schlimm hier, doch dann fliegen wir nach Süden
irgendwohin, wo Thautwetter herrscht. Ich bleibe hier
sagte die Röde-Rose, aber man lachte sie aus. Ich
habe meine beste Freundin tröstete sie und sagte: Sobald der
Schneewetter vorüber ist, kommen wir wieder. Denn
hier ist ja nun doch unsere Heimat, und mag's gehen
wie's geht, es gefällt einem nun einmal hier. — cz.

Ein paar Kunstkennner. Die Deutschen waren in
den Anfängen ihrer politischen Laufbahn, als sie an
den Urvätern der Heimat über das verfassende Römer
reich hereinbrachen, befamlich alles Andere eher, als
Kunst und Freunde der klassischen Kunst. Das Römische
Vandalismus erhalten bis heute die Erinnerung an die
waldursprüngliche Kunstsiedlung seines germanischen
Stammes der Vandalen, der 455 n. Chr. in vierzehn
tägiger Plünderei- und Zerstörungsarbeit unter den
unermüdbaren Kunsthändlern der goldenen Roma so gründlich
aufräumte. Andere deutsche Stämme trieben es nicht
anders: als die Goten unter Alarich gegen das Ende
des vierten Jahrhunderts Griechenland feigend und
brennend, raubend und mordend durchzogen, da war der
Vandalen in Rom angerichtet. Eine ergötzliche Neuheit
der bildenden Künste ist uns zufällig aus den Zeiten
erhalten, als zum ersten Male Deutsche im Bereich des
antiken Zivilisation erschienen. Während des großen
Wanderzuges, der erst mit den vernichtenden Schlägen
von Aquae Sextiae und Verceilis ein Ende nahm, schickten
die Kimbern und Lentonen im Jahre 109 eine Gesandtschaft
nach Rom mit der Bitte um Anweisung von Land-
Gütern. Einem der germanischen Sendboten wurde da auf dem
Forum zu Rom eine griechische Statue gezeigt, die einen
alten Hirten, auf den Stab gestützt, darstellte. Auf die
Frage, wie hoch er das Kunstwerk bewerte, gab der
Lentone die naive Antwort, einen solchen jämmerlichen
Kerl möchte er noch nicht einmal lebendig geliehen bekommen. Damals wußte man die unfreiwillige Kenntnis
dieses Wortes in Rom schon allgemein zu würdigen.
Es war aber noch garnicht lange her, daß zu Rom selbst
Männer in den höchsten staatlichen Stellungen als komplexe
Baraußen der griechischen Kunst gegenüberstanden.
Zwar gab es schon im zweiten Kriege mit Karthago
unter den Römern Leute, die wenigstens eine Ahnung
von dem Werthe klassischer Bildwerke hatten: so viel
beweist die massenhafte Wegführung solcher Schäke nach
Rom, als Marcellus 212 b. Chr. Syracus erobert hatte.
Um dieselbe Zeit aber meinte der alte Fabius Cunctator,
als man nach der Einnahme von Tarent wegen der Be-
handlung der Bildäulen bei ihm anfragte: man solle
den Tarentinern ihre erzürnten Göter ruhig lassen. Ein
paar Jahrzehnte später ereiferte sich der alte Cato über
Die, denen die kindlichen Thonbilder auf den römischen
Tempeldächern minderwertig erschienen im Vergleich mit
griechischen Skulpturen. Ein Kunstkennner erster Güte
aber war der römische Feldherr Mummius, der 146 b. Chr.
Corinth eroberte und die dort angesammelten Gemälde
und Statuen der berühmtesten griechischen Meister nach
Italien schaffen ließ. Als er den Transport in Sub-
mission gab, ließ er den Unternehmern gleich im Vorau-
sagen: wenn bei dem Transport etwas verloren oder
in Trümmer gehe, so müßten sie es neu auffertigen lassen.
Dafür hätte Mummius jedem Leutonen, der ein Menschen-
alter später den Römern so komisch vorkam, ruhig die
Hand reichen können: das Kunstverständniß der Beide-
stand auf derselben Höhe. — on.

Haltbarer Theeranstrich für Pappdächer. Die
Pappdächer erfordern von Zeit zu Zeit einen Anstrich
mittels Theer, damit sie genügend wasserfest bleibent.
Sind nun detartige Dächer mit einem frischen Theer-
anstrich versehen, so braucht nur die Sonne kräftig
zu scheinen und ein großer Theil des Anstriches tropft
nach und nach an den Neigungsseiten ab; handelt es
sich um Dächer, die nicht mit Regenrinnen versehen
sind, so fällt der Theer in kleinen Tropfen zu Boden,
während er im anderen Falle die Rinne verunreinigt
und diese wieder nach öfterem Anstrich des Daches
mit Theer gereinigt werden muß. Bei einigen
Häusern eines Steinofschenbergwerkes ist nun vor
kürzer Zeit ein Versuch gemacht worden, der die weit
gehendste Beachtung verdient. Wenn man nämlich
ein Gemisch aus gleichen Theilen Theer und ge-
löschtem Kalk herstellt und damit die Pappdächer
belegt, dann erhält man einen auch in der Sonne
gleich gut haltbaren Dachanstrich. — y.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Seilage.